GEDICHTE

Ferdinande Freiin von Brackel




TAYLOR INSTITUTION
DOMI MINA
NUS TIO
ILLU MEA



Gedichte

von

Ferdinande Freiin von Brackel.



Gedichte

von

Ferdinande Freiin von Brackel.

Zweite Auflage.



Druck und Verlag von J. P. Bachem.

Köln, 1880.

Lyrisches.



Du sagst von einem trauten Plätzchen,
Wo Quellgemurmel, Blätterrauschen —
So recht geschaffen, um der Muse
Die hellsten Töne abzulauschen,
So recht geheimnißvoll und stille,
Wie die Natur sie selten feit,
Ein Flecklein Erd' dünkt's dir, dem Sänger
Und Dichter eigens wohl geweiht.

Und meinest, dorten müßten Lieder
Gleich dutzendweise uns erstehen,
Und die poetischen Gedanken
Aus jedem Hauch entgegen wehen?
Doch wie so hold auch dem Gesange
Ist Waldesstill' und Blättergrün,
Es ist doch meist auf anderm Boden,
Daß uns're besten Lieder blüh'n.

Hat die Natur auch manchen Zauber,
Ist ihr auch mancher Reiz beschieden,
Der tiefste und der wahrste wurde
Dem Menschen doch allein hienieden.

Wo er dir naht im Lauf des Lebens
Mit seiner Lust, mit seinem Schmerz,
Sein wechselvolles Schicksal greifet
Dir wundermächtig an das Herz.

Und mehr als Sonnenschein da draußen,
Als Blumenduft und Vögellocken,
Kann seine Freude dich berauschen,
Sein Leid die Thräne dir entlocken.
Denn wie Metall Metall muß rühren,
Damit der Glockenton erklingt,
So muß das Herz das Herz berühren,
Damit es seine Lieder singt.

Sei's mit begeistert kräft'gem Schwunge,
Sei's durch der Seele stilles Beben,
Ob laut, ob leis, wie angeschlagen
Wird seinen Ton es wiedergeben.
Und wie viel mehr sind nicht der Lieder
Oft nur durch einen Blick erwacht,
Als durch viel lange Lenzesstunden
Voll Blättergrün und Waldespracht!



O trübe, wem der Trieb des Schaffens.

O trübe, wem der Trieb des Schaffens
Vom Schicksal ward in's Herz gelegt,
Und der dabei nicht auch die Kräfte
Zu dem Vollbringen in sich trägt.

Ihm glüht im Innern eine Flamme,
Die dünkt ihm hoch und stark und rein:
Und doch wird sie zum matten Funken,
Beleuchtet von des Tages Schein.

Er fühlt im Herzen reiche Schätze,
Doch keine Macht, die sie ihm hebt:
Das Schöne ruht dort, doch erstarret,
Fehlt ihm der Geist, der es belebt.

Wie die Natur im hohen Norden
Mühselig nach Entfaltung ringt,
Und immer doch nur karge Blüthen
Und krüppelhafte Sträuche bringt:

So bleibt auch ihm das ew'ge Streben
Nach einem Ziel, stets unerreicht;
Und all' sein Wirken, all' sein Schaffen
Der Danaiden Arbeit gleicht.

Und bitter ist es, wenn er endlich
Zu seiner Ohnmacht Einsicht kam,
Und wie ein Fluch das Streben fühlet,
Das seine besten Kräfte nahm.

Um Nichts — denn seine Werke haben
In ihrer Schwäche ihn verhöhnt;
Und ach, es hat kein neues Hoffen
Mit der Enttäuschung ihn versöhnt.

So steht er da mit leeren Händen,
Geknicktem Muth, gebroch'ner Kraft,
Und schauet neidvoll dort hinüber,
Wo jeder Pulsschlag Schönes schafft.

Denn And're gibt es, gottgesegnet,
Wie jene Zonen voller Gluth,
Wo, nie erschöpft im reichen Geben,
Natur ihr Werk fast spielend thut;

Wo frischer Trieb in jedem Keime,
Wo Duft in jeder Blüthe wohnt,
Und jede Sorge, jede Pflege
Mit tausendfält'gen Früchten lohnt.

O murre nicht, daß reich gegeben
Hier ward, was deinem Geist versagt:
Nicht seine Armuth hat ja einstens
Den trägen Knecht beim Herrn verklagt.

Dolce far niente.

Komm, leg' die Arbeit jetzt zur Seite,
Laß die geschäft'gen Hände ruh'n,
Laß träumen uns und lern' begreifen,
Wie süß es oft ist, nichts zu thun.

Nein, blick' so streng nicht auf mich nieder,
Du weißt noch nicht, was Nichtsthun heißt. —
Wenn uns're Finger emsig schaffen,
Dann waltet nimmer frei der Geist;

Denn Träume sind wie scheue Rehe,
Wie scheue Vögel: sieh' sie an, —
Nur wenn du still, ganz stille harrest,
Dann schleichen zaghaft sie heran.

Am Fenster lehnst du, und die Lüfte
Sie wehen wieder warm herein;
Nach langem Winter winkt die Sonne
Zum ersten Mal mit hellerm Schein.

Und wie sie linde dich umspielet,
Wie ihre Macht leis in dich dringt,
Erblickt dein Aug' die erste Knospe,
Und horch! der erste Vogel singt.

O bleibe, störe nicht ihr Wirken!
Aus jedem Ton, der zu dir weht,
Aus jeder braunen Blüthenhülle
Ein neues Lebensbild ersteht.

Aus jedem Reis, das frisch sich kleidet,
Aus jedem Keim im weiten Raum
Winkt dir ein lang ersehnt Gelingen,
Lacht dir ein sel'ger Hoffnungstraum.

Und hast du niemals noch erfahren,
Wie es sich ruht am Wiesenrain,
Wohl ausgestreckt auf würz'gem Lager
Im vollen gold'gen Sonnenschein?

Hast nimmer du es ganz empfunden,
Wie alles Wünschen langsam schweigt,
Wie sich dein ganzes Sinnen, Streben
Zum ruhigen Genießen neigt?

Der Himmel blau, die Erde blühend,
Die Felder grünen Wogen gleich —
Was willst du mehr? Die Welt, sie dünket
Dir plötzlich ja so überreich.

Ein Krösus du! Wohl nimmer wieder
Wiegt so dich die Zufriedenheit,
Als wie im tiefen Heue träumend
Zur wunderschönen Sommerzeit.

Sag' mir auch, hast du nicht gestanden
Im weiten Plan auf nackter Flur,
Wenn auf dem Berg sich Nebel ballten,
So ganz allein mit der Natur?

Im nahen Wald die Blätter sinken,
Ganz fern des Jägers Büchse knallt,
Nur hie und da noch auf dem Felde
Ein leises Erntelied verhallt.

Wie Schwermuth will's dich dann ergreifen,
Wie Sehnsucht mächtig es dich faßt;
Es scheint, der Nebel will verhüllen,
Was hoffend du ersehnet hast.

Im Herzen zuckt's — so feucht das Auge —
Da hebt sich neue, frische Luft
So klar, so rein, verscheucht die Nebel,
Zerreißt den schwärmerischen Duft.

Wie Stahl ist sie, so blau und kräftig,
Und stählend wirkt sie auf dich ein,
Und was du träumst bei ihrem Hauche,
Kann nur ein Traum voll Pläne sein.

Träum' fort, die Zeit ist nicht verloren,
Gekräftigt wirst du heimwärts geh'n,
Und aus der einen müß'gen Stunde
Wird manches neue Werk ersteh'n.

Dies deinem thät'gen Geist zum Troste!
Doch eine and're Stunde winkt:
Komm zu mir, wenn der Abend dämmert,
Nur im Kamin die Flamme blinkt.

Laß vor sie hin uns niederkauern,
Sieh' auf die Funken, wie sie sprüh'n,
Sieh', wie sie steigen, flattern, glänzen,
Raketen gleich, und dann verglüh'n.

Wie sie sich heben, wieder sinken,
Ein Bild der ird'schen Nichtigkeit,
Entsteigt aus ihrem raschen Spiele
Dir langsam die vergang'ne Zeit.

Es wird die Mär der Kindertage
In deinem Herzen wieder laut:
Wie du mit Kindesblick vor Jahren
In dieses selbe Spiel geschaut.

Die Worte, die du gern vernommen,
Die Liebe, die dich da erquickt,
Sie wachen auf, — aus jeder Flamme
Hat dir ein traut Gesicht genickt.

Auch spät're Zeiten zieh'n vorüber,
Die Stunden licht, die Stunden hart, —
Da sinkt ein glühend Scheit zusammen:
Weißt du, wie vieles Asche ward?

O hast du keinen Traum verstanden,
Gibt's keinen, der dir leise spricht,
So mußt du dennoch diesen lieben;
Denn wer liebt die Erinn'rung nicht?

Und mit den Stunden wollt'st du geizen,
Wo es so lieblich in ihr ruh'n;
Versuch es nur: auch du wirst lernen,
Wie süß es oft ist, — nichts zu thun.



Des Posthorns Klänge.

Klingt bei heller Morgensonne
Laut das Posthorn durch die Gassen,
Will die Sehnsucht mich im Stübchen
Nimmermehr in Ruhe lassen.

Jeder Ton scheint mich zu locken
Zu des Lebens frischem Treiben;
Jeder Ton scheint mich zu fragen:
Willst du stets zu Hause bleiben?

Willst du stets im engen Kreise
Einer kleinen Welt dich dreh'n?
Komm' hinaus! du hast so wenig
Von der Welt ja noch geseh'n.

Komm' hinaus! in deinem Herzen
Wohnt manch' sprudelnder Gedanke;
Soll er kümmern und verwehen
In der engen, starren Schranke?

Willst so lang daheim du harren
Bis die Pulse träge schlagen?
Bis der frische Blick geschwunden
In des Alters grauen Tagen?

Weh! so tönt es, und nicht folgen
Kann ich ja trotz allem Sehnen. —
Hör' ich Abends dann es wieder,
Lockt in's Auge es die Thränen,

Lockt hervor die alte Klage:
„Wieder ist ein Tag vergangen,
„Wiederum ein Tag der Jugend —
„Ungestillt blieb das Verlangen!"



Vagabunden sind die Gedanken.

Vagabunden sind die Gedanken,
Landstreicher im wahren Wort;
Will ich sie ernsthaft fesseln,
Dann huschen sie eilig fort.
Wohl läßt es gut sich schaffen
Des Winters im stillen Haus:
Doch möchte ich recht beginnen,
Flieh'n meine Gedanken hinaus.
Flieh'n hin, wo die blasse Sonne
Bereifte Aeste bestrahlt,
Und goldig glänzende Streifen
Auf schneeige Flächen malt;
Flieh'n hin, wo graue Wolken
Sich neigen zum grauen Gestein,
Und lassen in neckische Spiele
Mit Elfen und Gnomen sich ein.
Viel seltsam klingende Märchen
Die haben sie leicht sich erdacht;
Doch wehe, dem nützlichen Werke

Hat es ja gar nichts gebracht!
Und will ich durch ernstes Studiren
Die Losen mir fangen ein,
Dann flechten in Worte und Zahlen
Sie ihre Träume mit ein.
Verweil' ich in alten Geschichten,
Bei Krieg und Friedensrecht,
Dann fangen sie an zu reisen:
Das dünkt ihnen eben recht.
Dann sind sie gleich in Italien,
Am lichten, bläulichen Strand,
Dann liegt vor ihren Blicken
Schon Roma's klassisches Land.
Dann ruhen sie fern in Venetien,
In schwarzer Gondel geschaukelt;
Dann sind sie von Napoli's Bildern
Mit all' seinen Reizen umgaukelt.
Was wollen die schwarzen Typen?
Sie haben nichts Neues gesagt:
Doch eine verlorene Stunde
Hat mich schon wieder verklagt.
Und sollen zu anderen Zeiten
So recht vernünftig sie sein,
Und bild' ich auf ihre Weisheit
Mir schon im Voraus was ein:

Da wird die staubige Akte
Auf einmal zum glatten Parquet,
Da hören aus jedem Worte
Sie Geige und Clarinett.
Da sehen sie duft'ge Gestalten
So flüchtig vorüber weh'n;
Da haben sie glänzende Hüllen
Und strahlende Blicke geseh'n.
Jetzt brausen gar Tanzesweisen
So stürmisch mit ihnen fort,
Und nehmen in heiteren Kreisen
Die düst'ren Sorgen mit fort.
Ein Lächeln steigt auf die Lippen,
Die Augen verrathen es auch:
Und wieder finden die And'ren,
Wie ich doch zu gar nichts taug'!
So haben die bösen Gesellen
Mir angethan manch' Leid.
Wohl trösten freundliche Menschen:
Sie ändern sich mit der Zeit.
Doch kann ich auch nicht sagen,
Daß das erfreulich sei;
Es findet das Herz jetzt immer
Doch seine Rechnung dabei.
Als echten Vagabunden

Thut ihnen so wenig noth:
Ob noch so düster das Leben,
Sie sehen es rosenroth.
Ein ganz klein wenig Frieden,
Ein wenig Sonnenschein:
Dann können sie allerorten
So frisch und fröhlich sein.
Und ob sie einst sich bessern,
Ich weiß es wahrhaftig nicht;
Jetzt sollte dir ich schreiben
Und schrieb dies tolle Gedicht.



O lass' deine Lieb'.

O lass' deine Lieb' eine Perle sein,
Eine Perl' aus tiefem Meeresgrund,
Nicht wie die Muschel, die am Strand
Gefunden wird zu jeder Stund'.

O lass' deine Lieb' wie Demantstein
Verborgen sein im tiefsten Schacht,
Nicht wie das Erz, das eitel glänzt
Und jedem Aug' entgegenlacht.

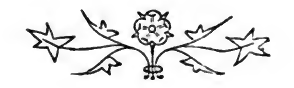
Denn dann nur, wenn sie tief verborgen,
Bewahrt sie ihren wahren Werth;
Nur, weil er selten zu erringen,
Der Demant ist so hoch geehrt.

Und bange nicht, daß ungesehen
Ihr Dasein nimmer werde kund:
Der wahre Taucher find't die Perle
Auch auf dem tiefsten Meeresgrund.

Doch wenn du selbst die höchste Gabe
Nicht höher acht'st denn eit'len Tand,
Dann wird ein Spielwerk sie auch Andern,
Wie Muscheln bunt am Meeresstrand.

Und wenn du selbst treibst mit Gefühlen
Ein thöricht Spiel der Eitelkeit,
Dann werden auch, wie schlechte Erze,
Sie bald mißachtet und entweiht.

Doch eine Stunde wird dann kommen,
Wo du es fühlst mit bitterm Schmerz,
Was für ein Kleinod du vergendet,
Und wie viel ärmer ward dein Herz.



Es war ein Traum.

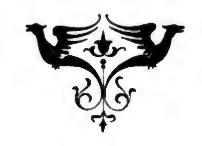
Es war ein Traum —
Und ach, wie war er sonnig,
Wie freudenvoll und wie bezaubernd schön,
Wie eines Frühlings erster Morgen:
Doch ach, zu reizend auch, um zu besteh'n.

Es war ein Traum
So duftig wie die Rose,
Die eben erst der Knospe sich entwand,
So spiegelnd lockend wie der Regenbogen, —
Doch rasch, wie jener, er entschwand.

Es war ein Traum,
Der erste Traum des Herzens —
Es war des jungen Herzens erster Mai;
Es war das Glück, das sich ihm schimmernd zeigte:
Und wie die Seifenblase sprang's entzwei.

Es war ein Traum! —
Hart war es, zu erwachen,
Er hatte zu viel Seligkeit gebracht.
So folgt wohl auf den ersten Tag im Lenze
Die eisig kalte Winternacht.

Es war ein Traum!
Jetzt ist er längst vergessen.
Daß einst ich träumt', ich weiß es kaum;
Zuweilen nur zuckt's schmerzlich durch die Seele:
Dann sag' ich leis: „Es war ein Traum."



Blüthen und Dornen.

Wie mag es wohl dem Dornstrauch sein,
Wenn Lenzeshauch sich regt,
Und plötzlich, statt bloß Stacheln rauh,
Er duft'ge Rosen trägt? —
Ich sah ihn starr, ich sah ihn kahl
Durch viele Monde gehen,
Und sah ihn dann in seinem Schmuck
So herrlich vor mir stehen.
Viel Knospen jedes Reislein trug,
Viel Rosen auserlesen,
Daß man ja ganz vergessen mußt',
Wie einst er Dorn gewesen.

In meiner Brust da waren auch
Viel Dornen starr und rauh,
Da fiel darauf, ich weiß nicht wie,
Ein wunderbarer Thau. —
Und sieh', da regten sie sich leis
Und fingen an zu treiben;
Noch eh' ich's ahnte, wußt' ich kaum
Vor Blüthen reich zu bleiben.

Und Blüthen waren's voller Duft,
Ganz ohne Zahl und Namen,
Daß ich ja ganz vergessen mußt',
Wie sie aus Dornen kamen.
Die Dornen sind die Schmerzen wohl,
Das Weh' all', starr und rauh;
Die Poesie ward einst dafür
Der süße Himmelsthau.
Als sie wie Lenzeszauber sacht
In's Herz hineingedrungen,
Da sind den bittern Schmerzen all'
Viel Lieder hell entsprungen.
Und alle Dornen geb' ich jetzt,
Wie manche Wund' sie schlugen,
Nicht für das Glück, da ich gewahrt,
Was sie für Blüthen trugen.



Die Freuden, die mir Gott geschenkt.

Die Freuden, die mir Gott geschenkt,
Ich habe nicht damit gekargt;
Ich hab' sie Andern mitgetheilt,
Sie nicht allein in's Herz versargt.
Ich hab' mich täglich drum gepriesen,
War fröhlich drüber wie ein Kind,
Sind sie auch leicht und schnell entflattert,
Wie Blumen-Blätter in den Wind.

Doch alles Leid und alle Schmerzen,
Die schloß in's eigne Selbst ich ein;-
Und was der Herr an Kummer sandte,
Ich trug es still und trug's allein.
Ob's auch im Herzen wogt' und gährte;
Ich wahrte den geheimen Schatz,
Nur als das Leid sich zu sehr mehrte,
Fand es im Herzen nicht mehr Platz.
Ob ich auch ernst und streng geschwiegen,
Ob ich der Thräne wehrte fest:
Sie kommt, sie kommt dennoch, die Stunde,
Wo sich's allein nicht tragen läßt.

In Thränen nicht, und nicht in Klagen,
Entstieg das Leid da meiner Brust:
Noch eh' ich's ahnt', hatt' ich gesungen:
Das Leid ward Lied mir unbewußt.
Und alle lang bewahrten Schmerzen,
All das, was mich betrübt, gekränkt:
Ich hab' es in die kleinen Weisen
Als wie in Freundes Herz gesenkt.
Erquickung war's; denn sie verbanden
Sich so mit manch' harmon'schem Ton;
Und wenn dem Herzen sie entstiegen,
War auch ihr letztes Weh' entfloh'n. —

So weißt du nun, warum stets trübe
Die Lieder alle, die ich sang:
Sie sind ja Leiden, neu geboren,
Sie sind des Kummers Wiederklang.
Willst du von Scherz und Freude hören,
Komm her, mein Mund kann es dir sagen;
Konnt' ich doch diese luft'gen Blüthen
Nicht in das Lied mit übertragen.
Das hat wohl tief're Quelle nöthig,
Die langsam erst entsteht im Herzen:
Du kennst sie nun — hab' Mitleid drum
Auch mit den Liedern, wie mit Schmerzen.

Warum?

Warum? so fragt mit Ungestüm
Das arme schwache Herz,
Wenn Gott in seiner Weisheit ihm
Gesendet einen Schmerz.

Warum? so fragt's, sobald ihm naht
Ein Leiden, ein' Beschwer;
Warum hast du mir das gesandt,
Verdient ich es, o Herr?

Du thöricht Herz, o frage nicht!
Ward dir ein Glück bescheert,
Dann hast du zweifelnd nie gedacht:
Wodurch ward ich es werth?

Dann nahmst du als dein gutes Recht
Es zuversichtlich hin,
Dann hast du niemals je gefragt,
Ob ich deß' würdig bin?

So frag' denn auch im Schmerze nicht;
Denn öfter gibt allzeit
Der Herr doch unverdientes Glück
Als nicht verdientes Leid.

Ausgleichung.

Das ist der höchste Fluch auf Erden,
Daß alle Freud' auf dieser Welt
So bald uns kann entrissen werden,
So leicht in Staub und Nichts zerfällt.

Das aber ist der höchste Segen,
Der unserm ird'schen Loos ertheilt,
Daß auch der heiße Schmerz erkaltet,
Daß auch die tiefste Wunde heilt;

Daß ein Erinnern uns gegeben
Von jeder Wonne, die zerrann;
Und daß sich jedes Leid im Leben
Verschmerzen und verklären kann.

So wie uns keine Rose blühet,
Die ohne spitz'gen Stachel bleibt,
Hat es noch keinen Dorn gegeben,
Der nicht auch kleine Blüthen treibt.



Im Mai 1863.

O Mai! wie warst du trüb und kalt,
Welch' eis'ge Luft hat dich durchschauer
Es haben Blüthen, Feld und Wald
Bei deinem kühlen Gruß getrauert.

O Mai! ich fragte höhnend dann:
Warum so vielfach man dich pries?
Warum in Wort und Liedern man
Den Wonne-Monat stets dich hieß?

Da warfst du ab den Schleier leis'
Und lächeltest uns freundlich zu:
Nun wußt' auch ich, warum der Preis;
Denn lächeln so, das kannst nur du.

Die Vöglein fingen selig an
Zu jauchzen dir, nach altem Brauch;
Du thust sie all in deinen Bann:
Und sieh', mich argen Spötter auch.

Denn jetzt muß ich es eingesteh'n,
Was dein für süßer Zauber ist;
Nur eine Stund' dich hold geseh'n,
Macht, daß man langen Groll vergißt.

Und sieh', auch and'rer Maienzeit
Hab' ich von dieser Mär geflüstert,
Die auch der Schönheit ist geweiht,
Ob manche Wolke sie verdüstert.

O Jugend, Lebensmai, du bracht'st
Wohl manchen Tag oft bitter schwer,
Doch wenn du eine Stunde lachst,
Trägst du in dir der Schönheit mehr

Als alle and're Jahreszeit
Mit ihren Gaben üppig reich.
Dem Hoffnungszauber, der dich feit,
Kommt ja kein and'rer jemals gleich!

O Liebe, Herzensmai, du schickst
Wohl auch uns manche Thränenfluth,
Und doch, wenn einmal hell du blickst,
Machst du die herbste Trauer gut.

Das hätt' ertragen Jahre man,
Genossen nur ganz kurze Frist:
Am Ende sagte dennoch man,
Daß Lieb' das Allerschönste ist.

Darum auch klinget stets auf's Neu
In jedem Lied derselbe Klang:
Von Jugend, Lieb' und süßem Mai,
Der alte, ewig neue Sang.

Hatt' ich nicht einst auch stolz gesagt,
Ich säng' den Dreien nie ein Lied?
Nun thu' ich's doch — Gott sei's geklagt, —
Wie's seit Jahrtausenden geschieht.



O geh' nicht in den frischen Mai!

O geh' nicht in den frischen Mai
Nach einer bitt'ren Trennungsstund'!
O geh' nicht in den frischen Mai,
Wenn du ein Weh' im Herzensgrund!

Denn jeder Vogel, der dir singt,
Denn jedes Reis, das sproßt und blüht,
Ein jeder Hauch, der zu dir dringt,
Weckt dir ein Echo im Gemüth.

Es ist ein wundersüßes Weh'n,
Das leis' von Blüth' zu Blüthe schleicht;
Es ist ein Kosen und Versteh'n,
Wie wenn sich Lieb' zu Liebe neigt.

Ein Reichthum ist es und ein Freu'n,
Als sei nun nichts mehr arm und kalt;
Ein jugendliches Sicherneu'n,
Als bleibe nichts mehr trüb' und alt:

Als ob nun Himmel, Flur und Au'n
Ein sonn'ger Rausch von Glück umfing'!
Doch hüte dich, es anzuschau'n,
Wenn dir ein Glück grad' unterging.

Kehr' lieber dann in's Stüblein ein,
Und beug' dich über Buch und Schrift;
Es schläft das Weh' wohl leise ein,
Wenn thätig sich der Geist vertieft.

Geh' lieber dann zur Kirche still,
Und kniee vor dem heil'gen Schrein:
Da denkst du wohl: „Wie Gott es will!"
Und Friede ziehet bei dir ein.

Doch draußen gibt es dich nicht frei:
Die blüh'nde Lust und dann dein Schmerz.
Geh' so nicht in den frischen Mai,
Sonst bricht vor Sehnsucht dir das Herz.



Frühlingsgedanke.

Vögel singen, neues Leben,
Frisches Grün an Blatt und Baum:
Für die Vögel neue Lieder,
Für das Herz ein neuer Traum!

Doch das Leben wird veralten,
Hin zur Erde welkt das Grün;
Blumen senken ihre Häupter:
Wirst, mein Traum, auch du verblüh'n?



Herbstgedanke.

Da fallen wieder die Blätter
Im Herbsteshauch herab:
Sie decken so manche Hoffnung,
Und decken so manches Grab.

Doch um die Todten im Grabe
Ist es mir nicht so leid,
Als um die vielen Träume,
Verwittert in dieser Zeit.

Die Todten sind ja gegangen
Zur ewig' sel'gen Ruh:
Die armen getäuschten Herzen,
Die leben noch immer zu.

Sie fühlen zu jeder Stunde
Den bitter schweren Harm:
Wie einst so reich sie waren,
Und jetzt so unendlich arm.

Volkslied.

Nun laß die Lieb' begraben sein,
Sie ist ja todt, sie ist ja todt;
Und um die Todten weint man sich
Die Augen roth, die Augen roth.

Doch einen Strauß, den gib noch mit,
Den letzten Strauß, den letzten Strauß;
Den gibt man allen Todten wohl
Noch mit hinaus, noch mit hinaus.

Und eine Nelke bind' hinein,
Die feurig ist, recht feurig ist;
Wie uns're Lieb' im Leben auch
Gewesen ist, gewesen ist.

Auch Rosmarien thu' hinzu:
Das deut' auf Schmerz, das deut' auf Schmerz.
Weiß doch allein, wie weh' mir's war
Allzeit um's Herz, allzeit um's Herz.

Nimm auch ein wenig Gelbveiglein:
  Das spricht von Neid, das spricht von Neid.
Vom Neide ja gekommen ist
  All' dieses Leid, all' dieses Leid.

Und höre, nimm auch Blümlein blau:
  Die Männertreu, die Männertreu;
Weißt wohl, wenn man d'rauf blasen thut,
  Ist's gleich vorbei, ist's gleich vorbei.

Doch wenn du find'st Vergißmeinnicht:
  Thu's nicht hinein, thu's nicht hinein;
Es muß die Lieb' ja endlich doch
  Vergessen sein, vergessen sein.

Und kann's das arme Herze nicht:
  Dann ist's bald aus, dann ist's bald aus;
Dann legst du mir auf's eig'ne Grab
  Den letzten Strauß, den letzten Strauß.



Verlorene Zeit!

Wenn eine Liebe du im Herzen
Genährt, gepflegt in langer Treu',
Und dann erfährst mit tausend Schmerzen,
Wie undankbar oft Lieben sei: —
Dann wachen auf all' die Gedanken,
Die dich dem langen Wahn geeint;
Dann brennen wieder alle Thränen,
Die Thränen, die umsonst geweint.
Und wie das Herz sich dünkt verlassen,
Empfindet's plötzlich tief empört,
Wie viel der besten seiner Stunden
Nur einem flücht'gen Bild gehört.
Und alle Tage, dem gewidmet,
Wie scheinen nutzlos sie entweiht:
Ein Stück des Lenzes und des Lebens,
Verlor'ne, ach, verlor'ne Zeit!
Und wenn ein Werk du kühn ersonnen,
Das dich ergriff mit ganzer Macht;
Wenn ernstlich du es dann begonnen,
Und manches Opfer ihm gebracht;
Wenn muthig du dafür geduldet,
Mit tausend Müh'n darnach gestrebt,
Daß sich dein ganzes Träumen, Hoffen,
Dein ganzes Sein hineingewebt:
Und dann, wenn die Vollendung nahet,

Du siehst, daß alles eitel Schaum,
Daß deine Mühen nichts erreichten,
Daß die Erfüllung leerer Traum.
Dann stehst du da, geknickt, gebrochen,
Und klagst mit reuevollem Leid:
Die Tage und die Stunden alle,
Verlor'ne, ach, verlor'ne Zeit!
Doch tröste dich, es lag verborgen
In beiden ja ein edler Trieb,
Der, sei es heute, sei es morgen,
Noch niemals unbelohnet blieb.
Denn sieh', du hast im Kampf des Herzens
Die kalte Selbstsucht abgestreift;
Und ist dein Werk auch nicht gediehen,
So ist dein Geist daran gereift.
O weis' nicht von dir diese Gaben,
Die schon so manchen Schmerz geweiht;
Es hat durch sie ja Gottes Gnade
Gesegnet die verlorne Zeit.



Das heimathliche Nest.

Wohl hat das Vöglein seinen Bau
So warm und treu gehegt,
Wohl hat es seine Jungen dort
Mit treuer Sorg' gepflegt. —
Doch wenn die Kleinen flügge sind,
Dann hält sie nichts dort fest,
Und öde und vergessen bleibt
Das heimathliche Nest.

Doch wo des Menschen Wiege stand,
Die Heimath traut und süß,
Die bleibt ihm ewig, ewig lieb,
Wie lange er sie ließ.
Wie weit die Ferne ihn gelockt
Hinaus nach Ost und West,
Stets unvergeßlich wird ihm sein
Das heimathliche Nest.

Ob es am allerfernsten Strand,
Ob dürftig oder reich,
Ob hoch und stolz, ob unbekannt:
Dem Herzen gilt es gleich.
Wie uns das Glück auch freundlich lacht,
Ob es uns feindlich läßt:
Die beste Zuflucht bietet stets
Das heimathliche Nest.

Ein jeder sonn'ge Freudenstrahl
Am wärmsten dort uns scheint;
Ein jeder Schmerz, er wird ja dort
Viel leichter ausgeweint.
Stets bitter bleibt die Stunde uns,
Wo wieder man es läßt:
Was fesselt denn das Herze so
An's heimathliche Nest?

Der Bau ist's nicht; den hat ja auch
Das Vöglein treu gehegt;
Der Ort ist's nicht, wenn er uns auch
Manch lieb Erinnern trägt:
Es ist der Elternliebe Band,
Das kettet dort so fest,
Das zieht von neuem stets zurück
Zum heimathlichen Nest.

Der Mutter Lieb', des Vaters Aug',
Sie haben es verklärt;
Der treu'sten Liebe heil'ge Gluth
Hat dort ja ihren Heerd.
Und tiefer fühlt sich dieses Glück,
Als es sich sagen läßt:
Daß Gottes bester Segen ruht
Im heimathlichen Nest.

Du hast mit deinem scharfen Auge.

Du hast mit deinem scharfen Auge
Mir in das Inn're tief geschaut,
Und nennest seltsam das Gemische,
Woraus die Seele mir gebraut.

Und du hast Recht! Sich widersprechend
Dort manches Elemente lebt;
Und wunderbar hat dort sich Weiches
Mit schroffer, trotz'ger Macht verwebt.

Doch siehe, in dem Widerspruche
Des Liedes Räthsel ja sich fand,
Es heischt ein jeder Ton wohl immer
Hingeben und auch Widerstand.

Erst, wenn im Sturm das Spiel der Wellen
Bald niedersinkt, bald widerstrebt,
Das Meer aus seinen tiefsten Tiefen
Sein wildes, mächt'ges Lied erhebt.

Und nur auf fels'gem Boden rauschet
Der Bach daher mit lautem Klang:
Je mehr der Steine ruh'n im Grunde,
Je heller tönet sein Gesang.

Und so ist auch der Seele Walten,
Wenn sie im heft'gen Streite bebt,
Wenn Schmerz und Trotz und Wunsch und Wille
Einander mächtig widerstrebt.

Wenn sie durch tausend Hindernisse
Sich bahnen muß den freien Lauf.
Dann steiget es aus ihren Tiefen
In wunderbaren Tönen auf:

Bald klagend herb, bald jauchzend helle,
Wie auf und niederwärts es zieht;
Und sich verkettend und verschlingend
Wird aus den Tönen dann das Lied.

Und wem die Seele nicht beweglich,
Wie ein geschmeidig Wasserreich,
Und wem nicht Gott hineingeschaffen
Die Macht des Widerstands zugleich:

Dem wird die Gabe des Gesanges
Auch nimmermehr zu eigen sein.
Lautlos das Meer und stumm die Welle,
Nimmst du den Sturm, nimmst du den Stein.

Zweierlei Schmerzen.

Zweierlei der Schmerzen gibt es:
Einer heiß wie Lava-Fluth,
Der das Herze stärkt und härtet,
Wie den Stahl die Feuersgluth;

Der mit tausend, tausend Wehen
Dringt in unser Inn'res ein,
Doch wie Gold im glüh'nden Tiegel
Wird's durch ihn von Schlacken rein;

Der wie Tropensonne sengend
Tief in uns're Seele greift,
Doch mit seinen heißen Strahlen
Ihre besten Früchte reift.

Und die and're Art des Schmerzes?
Wehe, wer sie je geseh'n!
Frostig wie die Winternächte,
Eisig wie des Nordwind's Weh'n,

Legt er still sich auf uns nieder,
Macht das Herz so starr und kalt:
Alle seine Blüthen sterben
In dem eis'gen Hauche bald.

Keine Thräne zeigt das Wehe,
Oftmals nur ein hartes Wort,
Das wie graue Wolken scheuchet
Auch den Strahl des Mitleids fort.

O, das ist das schlimmste Leiden,
Das der Mensch am schwersten trägt.
Herr, bewahr' uns, daß es nimmer
Sich so tödtend auf uns legt!

Send' es brennend, send' es sengend,
Laß es kommen rauh und hart —
Nur davor woll' uns bewahren,
Daß es unser Herz erstarrt.

Hast du's aber zugegeben,
O, dann wolle gnädig sein;
Denn aus dieser Grabeskälte
Rettest du uns nur allein.

Hauche, hauche auf die Seele,
Die in starren Fesseln liegt,
Daß der warme Quell der Liebe
Doch nicht ganz in ihr versiecht,

Hauche, daß die eis'ge Rinde
Bald, o bald von hinnen geht!
Daß ein Ostern für sie komme,
Wo sie wieder aufersteht.

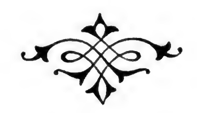


Herzeleid.

Herzeleid, ach Herzeleid!
Wie magst du leicht noch sein,
Wenn wir von deinem Wehe
Betroffen nur allein!

Herzeleid, ach Herzeleid!
Wie wird es schwere Last,
Wenn es auch and're Theure
Mit seinem Druck erfaßt.

Herzeleid! Ach, Herzeleid
Am tiefsten wohl besteht,
Wenn durch das liebste Herze
Sein Weg zu unserm geht.



Ach, darum wird so schwer auf Erden.

Ach, darum wird so schwer auf Erden,
So selten nur das Glück erreicht,
Weil Uebel gleich zu Gifte werden,
Und Freude nur dem Wasser gleicht.

Die Freude muß so reich dir quellen,
Muß sein so rein und ungemischt,
Daß sie erquickt mit ihren Wellen,
Daß sie den dürren Sinn erfrischt.

Sie muß in vollen Fluthen kommen,
Eh' sie das Wesen so durchdringt,
Daß sie zur Heilung dir kann frommen,
Und dir Genesung wiederbringt.

Doch ach, wie Gift, die Uebel tragen
Zerstörung in den kleinsten Theil:
Ein Wenig nur, und du wirst klagen,
Ein Mehr, und du wirst nimmer heil.

Wirf in den vollsten süßen Becher
Nur einen Tropfen Wermuth ein,
Er wird dem allerfrohsten Zecher
Dann bis zum Grund vergället sein.

Leg' in die hellste Stunde eben
Nur etwas bitt're Ungeduld,
Laß in das reinste, schönste Leben
Nur dringen einen Hauch der Schuld:

Wie bald wird nicht der Frohsinn weichen,
Wie schnell erlischt der heit're Schein,
Wie prägen sich des Kummers Zeichen
So tief gleich diesen Zügen ein!

Sieh', wie empfänglicher für Leiden
Als für das Glück der Mensch sich fühlt:
Meist hat ein ganzes Meer von Freuden
Den kleinsten Gram nicht fortgespült.



Fernweh.

Ach, gebt mich frei, ihr alten Mauern,
Ihr habt so lange mich gehalten:
Laßt nicht so einsam mich vertrauern,
Laßt meine Schwingen mich entfalten.

O Pflicht, schau' nicht so streng mich an,
Du mußt mein Wünschen mir vergeben;
Du hast mit deinem engen Bann
So viele Jahre mich umgeben.

Nur einmal hauche, mir zum Trost,
Nicht gar so eisig auf mein Träumen;
Sonst stirbt es, wie bei Maienfrost
Die Knospen sterben an den Bäumen.

Wenn alles immer welken soll,
Das raubt dem Herzen seinen Frieden.
Doch, ach, wie wär' es zaubervoll,
Wenn einmal ein Gedeih'n beschieden.

Wenn frisch der Saft steigt in dem Mark,
Wenn warm die Sonne küßt die Erde,
Dann ruft die Sehnsucht laut und stark,
Daß es im Innern Frühling werde.

Aus ihrer Hülle, eng und braun,
Entwinden frei sich Blatt und Blüthen,
Und wenn die Eisesrinden thau'n,
Wer mag dann noch die Wellen hüten?

Fort stürmen sie zur fernen See.
O fort! Das ist's, woran ich kranke;
Es zieht das Herz so sehnsuchtsweh
Aus dieser engen, kleinen Schranke.

Ach, einmal, einmal nur zu schau'n,
Was die Natur so reich gegeben,
Sei's in des Südens üpp'gen Gau'n,
Sei's in des Nordens starrem Leben!

Ach, einmal nur der Alpen Glüh'n,
Des blauen Meeres leises Fluthen,
Wo Lava fließt und Funken sprüh'n
Aus des Vulcanes tiefen Gluthen!

Dann hätt' mit frischer Kraft der Geist
Befreit sich aus der Knospenhülle,
Die eng ihm jetzt verkümmern heißt,
Was frei erblühen würd' in Fülle.

So laßt mich nicht still hier vertrauern,
Laßt meine Schwingen mich entfalten;
O, gebt mich frei, ihr alten Mauern,
Ihr habt so lange mich gehalten!

Es zieht wohl mal ein Rauch durch's Haus.

Es zieht wohl mal ein Rauch durch's Haus,
Der scharf in's Aug' die Lauge treibt:
Laß ihn zur frischen Luft hinaus,
Daß er nicht lang' darinnen bleibt!
Doch grüb'le nicht: warum? woher?
Es nützt dir nichts — allüberall,
Wo je ein heim'scher Heerd gebaut,
War solche schwarze Stund' der Fall.

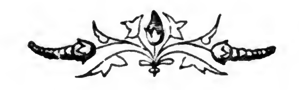
Vielleicht, daß grade allzu grell
Die Sonne im Zenithe stand,
Wenn draußen Alles licht und hell
Erscheint, was trüb' hineingebannt.
Vielleicht auch, daß ein böser Sturm
Wild brausend um das Haus dir streicht,
Vielleicht die dunst'ge Nebelschicht,
Die hindert, was sonst aufwärts steigt.

Vielleicht, vielleicht! und dächtest du
Auch Jahre lang darüber nach,
Und hätt'st im Bessern nimmer Ruh,
Es käme dennoch solch ein Tag.

Und suchtest du von Ost nach West
Von Nord nach Süd es anders aus,
Es hilft dir nichts, wo du auch bist:
Es zieht wohl mal ein Rauch durch's Haus.

Doch was ist Rauch? Ein Wesen leicht,
Es streift dich nur, es zieht vorbei.
Was murrest du, daß nie erreicht
Das Heim, wo's nicht zu finden sei?
O denke an die Wärme all',
Die dir schon ward' an deinem Heerd;
O denke an den lichten Schein,
Der dir durch ihn schon ist bescheert.

Und mit dem Segen nimm auch hin
Das kleine Uebel, dort entstammt.
Weißt du, wie kalt es dem zu Sinn,
Dem nie ein häuslich Feuer flammt?
Ein off'nes Wort — 'was frischer Sinn:
Dann weht so leicht es ja hinaus;
Und morgen ahnst du schon nicht mehr,
Daß gestern etwas Rauch im Haus.



Die ungesprochenen Worte.

Die Worte, die den Lippen leicht entrollen,
Sie sind es nicht allein, die uns verklagen;
Nicht an den herben, raschen, sündenvollen
Muß oft am schwersten das Gewissen tragen.
O, schlimmer noch die Worte, die geboren
In unserm Innern, lautlos dann vergeh'n;
Für die der rechte Augenblick verloren,
Und die im Herzen ewig mahnend steh'n.

Das Wort, das zornig in der Seele brannte,
Als man geschmäht mit spitzen, scharfen Zungen,
Als man des Witzes Pfeile auf das sandte,
Von dessen wahrem Werthe du durchdrungen;
Wofür dein Herz vielleicht recht innig fühlte,
Sei Freundschaft es, sei's Glauben oder Lieb':
Das Wort, das Ueberlegung dann so kühlte,
Daß feig zuletzt es ungesprochen blieb.

Dann Jenes, was du stumm in dir begraben,
Als du im Irrthum sahst den Freund befangen:
O, hättest du den Muth nur wollen haben,
Vielleicht, daß ihm die Augen aufgegangen,

Daß ihm die Reu' erspart. — Doch karg im Stillen
Erwog'st du, wie leicht Freundschaft ist verletzt:
Und schwiegst; denn selbst um seiner Rettung willen
Hast du die Liebe nicht auf's Spiel gesetzt.

Und dann das Wort, das kleine Wort: „vergeben",
Weh' dir, wenn du es trotzig je verschwiegen;
Wenn du es fühltest auf der Lippe beben,
Und wenn du doch das Zürnen ließest siegen:
Du hast den Stab selbst über dich gebrochen,
Und keine Sünde hat dich so verklagt,
Nicht tausend Worte, leichtsinnig gesprochen,
Als dieses eine, was du nicht gesagt.

Doch das sind Thaten, schon anheim gegeben
Des Richters Spruch; noch and're will ich nennen,
Nicht sündenvoll, und die dennoch durch's Leben,
Wie Makel dir auf deiner Seele brennen.
O, sahst du nie ein Freundes-Auge schauen
Dir in das deine, wie es dich verklagt,
Daß seiner treuen Liebe dein Vertrauen
Ward immerdar so kalt und stumm versagt?

Verletzt wandt' es sich ab, und in dir leise
Klang es: o brich das Eis, o lös' das Schweigen!
Doch das war grad des Stolzes arge Weise:
Er ließ das Wort nicht auf die Lippe steigen.

Und jetzt! was gäbst du drum, hätt'st du gesprochen,
Wo mit der Last allein dein Herze steht:
Jetzt, wo die Lippe stumm, das Aug' gebrochen,
Wo es für alle Ewigkeit zu spät.

Und gab es niemals für dich Augenblicke,
Wo du so gern gesagt, was du empfunden,
Und dennoch es nicht thatest, weil voller Tücke
Es dich wie toller Rausch dann hielt umwunden,
Der trotzig, was du fühltest, wollt' verhehlen;
Wie heiß es in der Seele auch gebrannt?
O könnt'st du die Minuten wiederstehlen,
Wo deine Zunge war wie festgebannt!

Denn wie zu Stein wird und nicht kann vergehen,
Was eingeschlossen bleibt in Felsesschranken:
So unvergänglich auch im Herzen stehen
Die Worte dann, versteinert zu Gedanken.
Geh'! die gesprochenen, die dich verklagen,
Du hast sie sühnend doch wohl ausgemerzt:
Die ungesproch'nen aber mußt du tragen
Als eine Last, die immer drückt und schmerzt.

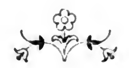
Es hätte können anders sein.

Es hätte können anders sein!
Das ist ein inhaltschweres Wort,
Und sprichst du es nur einmal aus,
Tönt es im Herzen lange fort.

Es hätte können anders sein!
Zur Jugend blickst du ernst zurück.
Es hätte können anders sein!
Du denkst an ein verlor'nes Glück.

Es hätte können anders sein!
Das ist ein Prüfstein der Geduld.
Es hätte können anders sein!
Das brennt oft heiß als eig'ne Schuld.

Und wird zu bitter dir das Wort,
Füg' den Gedanken noch hinzu:
Es hätte können anders sein,
Doch Gott der Herr ließ es so zu.



Niemals ist's zu spät.

O niemals, niemals ist's zu spät
Für einen warmen Sonnenstrahl;
Ob kühl auch schon der Herbstwind weht,
Er legt sich hell auf Berg und Thal.

Er schimmert auf dem dichten Dach
So schön wie auf dem ersten Blatt;
Wer weiß, ob Lenz ob Herbstestag
Den süßesten der Zauber hat?

Und niemals, niemals ist's zu spät
Für eines Menschen Lebenslauf:
Ob ihm des Glückes Sonne geht
Auch erst zu später Stunde auf.

Es hat der helle warme Strahl
Ihn wie im Frühling warm begrüßt:
Kann er den Blüthen nichts mehr sein,
Hat er die Früchte doch versüßt.

Und war der Mai uns sonnenleer,
So hat stets Gott es so gewandt,
Daß er den Strahl dann hinterher
Uns im October nachgesandt:

Den Herbstesstrahl, dem solche Macht
Noch über unser Herz gewährt,
Daß man nicht mehr daran gedacht,
Wie lange man ihn hat entbehrt.



Du sagst, es hab' der Herr der Leiden viel gesandt?
O nein, du winkst herbei sie meist mit eig'ner Hand.
Wenn unversöhnlich du den finstern Haß genährt,
Daß Aerger dir und Groll die beste Zeit verzehrt;
Wenn du nach eit'lem Gold hast unruhvoll gegeizt,
Daß deinen schnöden Sinn kein and'res Glück gereizt;
Wenn du die Lust der Welt zum Ueberdruß genieß'st,
Daß in die Neige dir die bitt're Hefe fließt,
Wenn du ein irdisch Ding als Götzen aufgestellt
Und weinst, wenn plötzlich es in Staub zusammenfällt,
Wenn dann in trotz'gem Gram die Freude du verbannt:
Hast du solch' dunk'le Stund' auch Schickung Gott's genannt?
Wie oft sagt dir sein Wort: „Nach Oben richt' den Blick!"
Denn sieh'! von Oben strahlt dir helles Licht zurück,
Das wonnevoll und rein sich auf die Welt ergießt,
Und Jedem freundlich strahlt, der nicht sein Herz verschließt.
Streich' sie nur einmal fort, die Leiden eig'ner Hand,
Und sieh', wie wenig bleibt, was wirklich Gott gesandt.



O nein, ich kann nicht so finster es seh'n.

O nein, ich kann nicht so finster es seh'n:
Ich liebe das Leben, das Leben ist schön.
Ich liebe des Sommers hellgoldige Macht,
Ich liebe des Winters weißglänzende Pracht;
Ich liebe das Fluthen im hastigen Strom,
Der grünenden Wälder tiefheiligen Dom,
Das Brausen der Lüfte, das Flüstern im Ried,
Der Vögel laut jubelndes, schmetterndes Lied;
Den ewigen Wechsel von Kommen und Geh'n,
Das Werden und Sinken, das frische Ersteh'n.
Ich liebe der Menschen bunt wechselnd Gewirr
Und alle der Zungen vieltönig Geschwirr.
Ich liebe die nimmerversagende Kraft,
Die immerdar wirket und immerdar schafft;
Den Geist, der mit rohen Gewalten kühn ringt,
Und dich, o Natur, zum Unterthan zwingt,
Daß dienend du seinem Willen dich beugst,
Und deine Fülle der Schätze ihm reichst. —
Ich lieb' ihn, den Menschen, so stolz bewußt,
Mit der schöpf'rischen Kraft in der eignen Brust.

Was mächtig und heiß ihm die Seele durchwallt,
Er weiß es zu bannen in Form und Gestalt.
Es rauscht ihm in Tönen, er weckt es aus Stein,
Das Schöne, das ewig sein Traumbild wird sein.
Ich lieb' ihn auch jubelnd in harmloser Lust,
Wenn er jauchzend des frohen Genießens bewußt,
Das er trinkt aus jedem sonnigen Schein,
Das ihm winkt aus der ärmsten Blume am Rain.
Ich lieb' seiner Jugend begeisterten Schwung,
Seines Alters vielsüße Erinnerung,
Und all' das Gewoge von Glück und von Schmerz,
Wie es einzig nur kennet das menschliche Herz.
Ja, ich lieb' auch den Kampf von Bös und von Gut,
Dies Steigen und Fallen der geistigen Fluth.
Kein Herz ja im weiten Erdenkreis,
Das nicht von der stürmischen Brandung weiß,
Das nicht des Ringens und Strebens bewußt,
Die der göttliche Hauch ihm gelegt in die Brust.
Kein Herz auf der Welt ist so nüchtern und kalt,
Das einmal die Liebe nicht heiß hat durchwallt,
Der wärmende Strom, der sie alle durchrinnt,
Erquickend den Greis, wie er nährte das Kind,
Der das reinste Gold des Glückes enthält,
Und auch alle Thränenperlen der Welt.

O Liebe, du mächt'ge und süße Gewalt,
So lieblich dem Herzen in jeder Gestalt,
Daß, wenn auf der Welt nichts schön mehr blieb,
So wäre sie schön noch durch dich, o Lieb'!
O nein, ich kann nicht so finster es seh'n
Und sage noch ein Mal: das Leben ist schön, —
Ob noch so flüchtig vorüber es rinnt,
Daß Tage wie eilende Wellen nur sind.
Ja, Zeit! auch du bist Gabe uns hold;
Dein Gestern, dein Heute, dein Morgen entrollt,
Und jede Minute den Stempel doch trägt,
Den Gottes Gerechtigkeit für sie geprägt.
Bald dämpfend das Glück, bald lindernd das Leid,
Umspülst du so reich uns, so kosend, o Zeit!
Du trägst, uns unmerkbar, auf schaukelnder Bahn
Zum Ziele, zum Hafen den schwankenden Kahn!
Das Schönste am Leben, daß dann auch ein Tag,
Wo endlich verrinnet sein Wogenschlag,
Wo nach den Stürmen der irdischen Zeit
Uns aufnimmt ein Meer der Ewigkeit.



Am Sylvester-Abend.

Am letzten Abend des Jahres
Kann man so früh nicht ruh'n,
Da haben die Gedanken
Noch gar so viel zu thun.

Denn in den letzten Stunden
Sind sie ja Pilgern gleich,
Da haben zu durchwandern
Sie ein so weites Reich.

Erst schreiten sie zurücke
In längst verlass'nes Land,
Und wo ein traut Erinnern,
Ein schweres Kreuz einst stand:

Da haben sie die Stätte
Noch einmal aufgesucht,
Noch einmal zu durchkosten
So süß' als bitt're Frucht.

Von dem Vergang'nen wenden
Sie dann zur Zukunft hin;
Wo nur ein Traum uns winket.
Da müssen sie eilig hin.

Wo eine Hoffnung leuchtet,
Und läg' sie noch so fern,
Sie müssen sich ergötzen
An diesem hellen Stern.

Und kehren dann sie wieder,
So gibt's noch manchen Weg,
Sie müssen zu allen Lieben
Noch finden Pfad und Steg.

Sie müssen Jeden grüßen
Und pilgern an jede Thür,
Und ach, an mancher zögern
Sie dann wohl über Gebühr.

Doch hüt' dich, daß an Einer
Sie nicht zu lang verweilt,
Daß sie der Schlag der Zwölfe
Nicht dorten hat ereilt.

Wo der sie angetroffen,
Da können sie nicht mehr fort;
Und schlimm ist's, wenn die Gedanken
Gebannt sind an fremden Ort.

O wolle drum sie rufen,
Eh' diese Stund' verrinnt,
Auf daß der Herr der Zeiten
Sie still gesammelt find't,

Wenn Er mit mächt'gem Finger
Der Zeiten Gang bewegt,
Und einen neuen Segen
Auf's neue Jahr gelegt.



Epiphania.

Dreikön'ge! Dreikön'ge, du heiliger Tag!
Der Herr in der Wiege ein Kindlein noch lag
Und war schon der Welt so leuchtender Stern,
Daß die Heiden ihn sahen und kamen von Fern.

Sag', Bethlehem, staunest den Zug du nicht an,
Den du siehest der Hütte des Zimmermanns nah'n
Mit Roß und Kameel, im Purpurgewand:
Drei Kön'ge — und einer so schwarz wohl gebrannt?

Drei Kön'ge, was saht ihr? — Ein Kindlein, das weint.
Und ist das der Held, dessen Stern dorten scheint?
Doch ein himmlisches Licht da erleuchtete sie,
Sie beugten die Weisheit und beugten das Knie.

Sie legten zu Füßen ihm Gaben so hold
Von Weihrauch und Myrrhen und schimmerndem Gold.
Herr Jesus, Herr Jesus, nun sieh' mich auch an
Und laß mich auch thun, wie die Kön'ge gethan!

Denn sieh', aus der Ferne auch komm' ich zu dir —
Der Himmel, er scheint ja so weit oft von hier —
Um dich zu erkennen im irdischen Thal,
O Herr, da thut noth mir dein himmlischer Strahl.

Auch Gaben gern will ich dir bringen hier dar,
Dir, Gott du und Heiland, hier auf dem Altar:
Den Weihrauch des Herzens, ein gläubig Gebet,
Das in duftenden Wolken zum Himmel aufgeht.

Die Myrrhe ist eigentlich bitterer Strauch,
Doch bittere Reue, die nimmst du ja auch.
O, über die Sünde, die bittere Fluth,
Die wird dir gereichet zum köstlichen Gut.

Und was sonst das Herz noch an Bitterkeit trägt,
Zu deinen Füßen, Herr, sei es gelegt;
Was herb ihm an Hassen und Zürnen entquillt,
Verzeihen ja wandelt's in Balsam so mild.

Doch edeles Gold auch die Weisen dir weih'n.
Was mag denn das Gold des Herzens wohl sein?
Das Süßeste, Lieblichste, das du nur hast,
Das grad', was dein Herz in Liebe umfaßt.

Da laß mich's bekennen dem wissenden Herrn:
Ach, das Gold meines Herzens ich geb' es nicht gern,
Vielleicht gar du nähmest das Opfer ja an —
Und, o Herr, du mein Gott, wie arm wär' ich dann!

Doch zuckt auch die Lippe und sträubt sich der Sinn,
Gib Kraft, daß ich's lege zur Wiege dir hin,
Und kann ich nicht sagen, daß willig ich's thu',
So nimm dann die Thränen als Perlen dazu.

O so, ihr drei Könige, laßt mit euch mich knie'n
Und helft mir erringen, was euch ward verlieh'n:
Den Glauben, der schon aus der Ferne erkannt,
Die Hoffnung, die leitet, die Liebe, die fand,

Den Segen, der da eure Scheitel berührt,
Die Huld, die zur Heimat zurück euch geführt.
Zur himmlischen Heimath führ' du mich, o Christ,
Wo ewig das strahlende Licht du dann bist!



An eine junge Nonne.

Sie schmücken dich zum letzten Male
Mit all' dem irdisch leichten Tand,
Zum letzten Mal' legt an die Locken
Die Mutter pflegend ihre Hand.

Denn schon in wenig Augenblicken,
Da fallen sie, dem Herrn geweiht;
Um deine zarten Glieder fließet
Das schlichte, rauhe Büßerkleid.

Und dann, dann öffnet sich die Pforte,
Du trittst hinein, du läßt zurück
Das alles, was wir Andern kennen
Als Menschenfreud' und Menschenglück.

Drum zürne nicht, wenn uns're Thränen
Benetzen deinen letzten Kranz:
Doch nein! verstummen muß die Klage
Bei deiner Blicke frohem Glanz.

Das ist nicht Schmerz, nicht bitt're Reue,
Die in die stille Zelle flieht.
Du gehst so kindlich rein und heiter,
Weil Liebe dich zu Liebe zieht.

Du wendest dich von ird'schen Gütern,
Die deinem Herzen fremd und fern,
Weil, wie Maria, du willst lauschen
Zu Füßen deines ew'gen Herrn.

So lebe wohl! verschied'ne Wege
Geh'n ja der Himmelsheimath zu:
Durch der Versuchung rauhe Stege,
Durch der Entsagung heil'ge Ruh'.

Doch zu dem Ziel muß alle führen
Der Gottesgnade heil'ger Stern:
Er bleibe deinem stillen Wege
Mit seinem Lichte nimmer fern!

Noch oft, wenn uns das ird'sche Sorgen
Auf unserm Pfade irrt und quält,
Woll'n wir des Worts des Herrn gedenken:
„Sie hat den besten Theil erwählt."



An eine andere junge Nonne.

O nein, mein Kind! dir ward er nicht gegeben
Der Seele Flug, der Engelschwingen gleicht,
Wo sie, des Jrd'schen baar, empor kann schweben
Leicht, wie die Seifenblase aufwärts steigt.

Nein, deines ist ein echtes Menschenherze,
Das nur mit ernsten Mühen los sich ringt,
Um das mit seinem Glück, mit seinem Schmerze
Das Leben seine festen Banden schlingt.

Du gleichst dem Bergmann, der mit schwiel'gen Händen
Den Demant suchet in dem tiefen Schacht;
Es grau'te ihm, als er sich mußte wenden
Vom sonn'gen Zauber, der hier oben lacht.

Die dunkle Oede schreckte seine Seele,
Der Arm erlahmte oft am rauhen Stein;
Doch um den Preis so strahlender Juwele
Dünkt alle Mühe ihm gering zu sein.

Du gleichst dem Schiffer, der hinausgetrieben,
Zu suchen in der Fern' verheiß'nes Land;
Gebroch'nen Herzens hat von seinen Lieben,
Von seinem Heim er scheidend sich gewandt.

Er weiß, daß jetzt nur noch in ernsten Kämpfen
Das Leben ihm verrinnt, das Haar ihm bleicht;
Doch wird kein Hinderniß den Muth ihm dämpfen,
Bis er das Ziel der Sehnsucht hat erreicht.

Und so, so kenn' ich auch das Sehnen deiner Seele
Nach jenem hohen Ziel, das deinen Ehrgeiz reizt,
Und weiß den hohen Werth von dem Juwele,
Nach dem dein Herz so rastlos sucht und geizt.

O ja! gewiß in einer Siegeskrone
Wird es einst glänzen auf dem Haupte dein;
Und jenes Land, es wird zum reichen Lohne
Dein ew'ges Eigenthum im Jenseits sein.

Doch wie dein Herz dich treibt, und welche Gluthen
Ein heil'ger Eifer hat darin entfacht:
O Gott! ich fühl's, das arme mußte bluten,
Es kämpfte schwer und es hat schwer entsagt.

Ja, wunderbar wohl ist der Zug der Gnade;
Doch hart, den Kampf im lieben Antlitz seh'n.
O Kind! du eifrig Kind, — warum denn grade
Wollt'st du den steilsten Weg zum Himmel geh'n?

Das Hospiz der armen Judenkinder zu Jerusalem.

Das ist der Platz, da hat der Herr gestanden
In seines Leidens allertiefster Schmach;
Und da Pilatus, dort die wilden Banden,
Zu denen er sein „Ecce homo" sprach.

Und hier war es, wo schauerlich verhallte
Des Judenvolkes eig'ner Urtheilsspruch,
Wo es in blindem Haß gen Himmel schallte:
„Sein Blut komm' über uns!" — ein grauser Fluch.

Sein Blut kam über sie! Ein Volk, zertreten,
Das nie in einer Heimath mehr sollt' ruh'n,
Das Blut von ihm, dess' letzter Hauch gebeten:
„Verzeih! sie wissen, Herr, nicht, was sie thun."

Doch sieh'! jetzt steigt empor an dieser Stelle
Ein Tempel hehr, unblutig ein Altar,
Und mild beleuchtet von der Kerzen Helle
Kniet an den Stufen eine Kinderschaar.

Schwarzlockig, dunkelaugig, wie die Schöne
Von Zions holden Töchtern einst man pries;
Dazwischen bleich und scharf Judäa's Söhne!
Der Stempel, der sich nie verleugnen ließ.

Rings um sie her sich mühen stille Frauen,
Lieb' und Entsagung in den Blicken mild,
Und all die dunkeln Kinderaugen schauen
Vertrau'nd empor zum Ecce-Homo-Bild.

So oft sich täglich dorten am Altare
Anbetend tief der Priester hat geneigt,
Und dann in Brod und Wein das ewig Wahre,
Sich stets erneu'nde Opfer hat gezeigt:

Zieht durch die Hallen es wie Windes Säuseln,
Ein süßes, leises Fleh'n steigt himmelan,
Gleich Weihrauchwolken, die sich aufwärts kräuseln:
„Verzeih! sie wußten nicht, was sie gethan."

Ein rührend Wort aus dieser Kinder Munde,
Als Sühne für der Väter schwere Schuld;
O Israel! denk' jener Schreckensstunde,
Wo weggewiesen du des Höchsten Huld!

Dies Fleh'n, das Echo ist's von jenem Höhnen:
„Auch über uns're Kinder komm' sein Blut!"
O ja, es kommt; doch kommt es zum Versöhnen,
Als seiner Liebe heil'ge Reinigungsfluth.

Auf all' die jungen Seelen senkt sich's nieder,
Mit seiner Gnade ewig sie zu weih'n;
Ein jeder Tropfen wäscht die Kinder wieder
Vom finstern Male ihrer Väter rein.

An Emanuel Geibel.

Darum hab' ich dein Lied so gerne,
Weil es aus einem Herzen stammt,
Das stets für alles Hohe, Reine,
Für alles Edle war entflammt;

Das in sich einen Schatz bewahrte,
Den nur zu oft die Welt uns raubt;
Denn was so Viele nimmer können:
Es hat gehofft, geliebt, geglaubt.

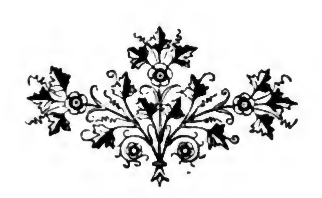
Und jedem seiner Töne wurde
Auch dieser Schatz mit anvertraut,
Und niemals hat's im eit'len Wähnen
Am neuen Babel mitgebaut.

Wohl konnt' im Glück so laut es jubeln,
Wohl hatt's geschwärmt in ird'scher Lust;
Doch ferne blieb ihm das Gemeine,
Des höhern Zieles stets bewußt.

Und dieser Schwung in deinem Liede,
Er klingt noch mehr im Herzen an,
Als aller Zauber deiner Sprache,
Als all' ihr Wohllaut fesseln kann.

Und darum wird dein Lied man lieben,
Wo frisch und froh die Jugend blüht;
Und darum wird dein Lied man ehren,
Wo fromm und rein ein deutsch Gemüth.

Gehst du dereinst zur Ruh', du Sänger, —
Dann sei es tröstend dir gesagt,
Wie du es treu dir selbst gehalten,
Daß dich kein Wort beim Herrn verklagt.



Ein Gruß vom Wald im Hessenland.
1864.

Es liegt ein Wald im Hessenland
Von Buchen schattig kühl,
Sein braunes Moos, sein üppig Gras
Gibt immer weichen Pfühl;
Und süß verträumet Lenzeslust
Wie Herbstesfrisch' sich dort:
Ihr Sänger aus dem deutschen Land,
Kennt ihr den trauten Ort? —

Ich lag einst dort und horchte still
Der Vöglein hellem Sang:
„Du grüner Wald, wie feiert dich
So mancher frische Klang!"
Da rauscht es in den Kronen dicht:
„Ich bin ein stolzer Wald.
Und manches and're Lied ist hier
Als Vogelsang verhallt.

„Gar manches Lied, wobei das Herz
Der Menschen tief erglüht,
Auf meinen grünen Matten ist
Es einst emporgeblüht.

Gar mancher Sänger pries mich schon,
Und kehrte bei mir ein;
Doch keiner hat so hellen Ton,
Als einst der Liebling mein.

„Gekommen war er wie der Lenz,
Gegangen nur zu bald;
Sein Wort war stark, sein Lied war rein,
Wie's paßt zum deutschen Wald.
Dem Vöglein hat er abgelauscht
Den mannigfachen Schlag,
Dem kecken Finken that er's gleich
Am übermüth'gen Tag.

„Und wie die Lerche jubelnd, schwang
Er sich zum Aether blau;
Süß wie die Nachtigall es klang,
Galt's einer schönen Frau.
O sag', kennst du den Sänger nicht?
Er träumte hier so kühn
Von Ruhm und Glück und liebte doch
Am meisten Waldesgrün.

„O sag', wo ist der Sänger mein?
Ward ihm der Preis gereicht?
Hat ihm der Sturm den frischen Muth,
Das dunkle Haar gebleicht?"

„Wohl kenn' ich deinen Sänger gut,
Wohl hat er noch sein Lied;
Vom Baierland, vom Nordseestrand
Es oft herüberzieht.

„Wohl ward ihm auch, was ihm gebührt,
Der Ehrenpreis gereicht;
Doch hat des Lebens Sturm auch ihm
Sein dunkel Haar gebleicht.
Wie einstens er die Blüthen brach
Vom grünen Waldesrain,
So holt er aus des Schmerzes Schacht
Jetzt manchen Edelstein.

„Und bringt ihn seinem Volke dar,
Das seinen Sänger liebt,
Der stets aus tiefstem Herzen ihm
Das Reinste, Beste gibt.
Doch bei des Ruhmes vollem Kranz
Er nie vergessen hat,
Daß aus dem Wald im Hessenland
Ihm stammt das frisch'ste Blatt."

Da jauchzt der Hain so freudig auf:
„Dank dir für diese Kund'!
Nun senden unserm Liebling wir
Den Gruß durch deinen Mund.

Er zieh' hinaus und such' ihn auf,
Und kehre bei ihm ein,
Er weh' ihn an wie Blätterduft
Vom lenz'gen Waldesrain.

„Er flüst're ihm ganz leise zu
Vom längst verscholl'nen Tag,
Von allem, was schon ging zur Ruh',
Von allem, was noch wach.
Und wenn bei deinem kleinen Lied
Die alte Zeit ihm neu erstand,
Dann frag' ihn, ob's ihn nie mehr zieht
Zum Buchenwald im Hessenland?"



Einer musikalischen Ballade von Gold nachgedichtet.

In leisen, weichen Tönen
Es uns vorüberzieht:
Von Zweien, die sich lieben,
Ist's wohl ein süßes Lied.

Es schwellen die Accorde
Mit immer größ'rer Macht:
Aus ihren stillen Träumen
Die Liebe ist erwacht.

Ein Stürmen jetzt und Drängen
Wie herber Widerstreit,
Dazwischen klagt es leise,
Als trüg' ein Herze Leid.

Und immer wild'res Ringen,
Ein geller Weheschrei,
Ein Rauschen und Verklingen:
Gestorben sind die Zwei.

Einem Kinde zur ersten hl. Communion.

Wenn heut' du knieest an des Altars Stufen,
Weil Gott dich hat so frühe schon berufen
Zu seinem hehren Liebesmahl:
Dann denk', wie überreich ist sein Erbarmen,
Daß er dein junges Herz schon läßt erwarmen
So früh durch seiner Gnade Strahl.

Denk' an die Hirten, welch' ein müh'voll Leben
In Sorg' und Armuth ihnen ward gegeben,
Bis an der Krippe sie gekniet;
An Simeon denk', wie erst im grauen Haare
Er an dem Ende seiner späten Jahre
Den Herrn in seinen Armen sieht.

Denk' an die Kön'ge, die aus weiter Ferne
So unermüdlich sind gefolgt dem Sterne,
Bis er an Bethlem's Hütte stand;
An Emaus' Jünger, denen viele Stunden
Das Herz gefangen und das Aug' gebunden,
Bis ihren Meister sie erkannt.

Zu dir kommt er, wo im Beginn dein Leben;
Dir hat er zu erkennen sich gegeben,
Dir will am Morgen er schon nah'n!
In deine Seele fällt sein Strahl der Liebe
Und weckt der ersten Blüten zarte Triebe,
Wo du noch nichts für ihn gethan.

Doch hast du so des Lenzes Sonn' empfangen,
Wird er auch Früchte einst von dir verlangen,
Die in der langen Zeit gereift.
Weh'! wenn verkümmerte die junge Blüthe,
Wenn, was dir Gott erweckt durch seine Güte,
Das Leben nutzlos abgestreift.

Du sollst sie vor dem kalten Hauch bewahren;
Das ist im Lenz die erste der Gefahren,
Daß Reif sich auf die Knospen legt.
Halt mit des Herzens Wärme sie geborgen,
Und schau' danach am Abend und am Morgen,
Ein Gärtner treu, der seine Pflanze pflegt.

Dann kommt die Zeit, noch kannst du's nicht verstehen,
Da wird die Luft heiß wie der Samum wehen,
Daß dir dein ganzes Sein erglüht,
Viel Blüthen lockend ihre Knospen sprengen.
O hüte dich, daß bei dem heißen Sengen
Die Gottesblume nicht verblüht!

Und endlich Zeiten voller Sturm und Schauer,
Die letzten Tage stiller Wintertrauer,
Bis nach der Frucht der Herr begehrt.
O mögst du dann so viel errungen haben,
Als würdig ist der reichen Gnadengaben,
Die dir am Morgen schon bescheert.

Zu einer silbernen Hochzeitsfeier

am 10. Juni 1870.

Weh' mir, weh', bin eingefangen
In des eig'nen Wortes Schlingen;
Woher nun Gedanken nehmen,
Die ich kann zu Reimen zwingen?
Gleich Aegyptens magern Jahren
Karge, dürre Zeit im Hirne,
Nag' umsonst am Federhalter,
Reib' verzweifelnd mir die Stirne,
Mal' fantast'schen Kribbel-Krabbel
Auf den leeren weißen Bogen.
Aber Phantasie und Muse
Sind mir heute nicht gewogen,
Woll'n nicht kommen, wie ich rufe,
Hören nicht mein ängstlich Flehen,
Und gespenstig vor den Augen
Seh' ich, ach, den Zehnten stehen.
Schon der Vierte im Kalender,
Und die Zeit so rasch entflieht!
Hätt' ich nur ein Königreiche,
Gäb' ich's heute für ein Lied!

* * *

Lenzesgrün und Lenzesblüthen,
Wisset ihr denn nichts zur Sache?
Myrthenkranz und Liebesblüthen
Zählen ja zu eurem Fache.
Und ihr alten dummen Vögel,
Die ihr immer wißt zu singen,
Habt ihr denn kein einzig Liedlein
Mir zu diesem Tag zu bringen?
Und die Sträucher alle nicken
Und die Vöglein flink da kommen:
„Myrthenkränzlein — Liebesliedchen —
Ei gewiß, das wird uns frommen!"
Aber hört, ihr sollt mir singen
Nicht von Myrthen frisch entsprossen,
Nein, von solchen, die seit Jahren
Schon zu festem Kranz geschlossen.
Und die Liebe sollt ihr preisen,
Nicht, wie feu'rig sie entsprühte,
Sondern wie als heil'ge Flamme
Zweier Leben sie durchglühte!
Doch die Blumen und die Sträucher
Konnten da mich nicht verstehen;
Ihre Blüthe hatte immer
Einen Mond ja nur gesehen.
Und die Vöglein alle sitzen
Staunend wohl und stumm dabei,
Denn die lust'gen, losen Finken
Lieben all' nur einen Mai! —

* * *

Doch die Lenzessonne schaute
Freundlich da zu mir hernieder:
Laß das lustig lose Völkchen,
Dafür weiß es keine Lieder.
Was da blüht und wächst auf Erden
Hat es nimmermehr verstanden,
Wie der Liebe Blüthenketten
Werden können ernste Banden.
Denn der Strahl, er stammt vom Himmel,
Der dem duft'gen Liebesleben
Durch die heil'ge Gluth der Gnade
Hat Unsterblichkeit gegeben.
Komm, ich will das Lied dir dichten,
Denn vor fünfundzwanzig Jahren,
Sah die grüne Myrthenkrone
Ich in ihren blonden Haaren,
Sah zum heil'gen Bund die Hände
Ernst sich in einander legen,
Sah ihr Flehen aufwärts steigen
Um des Himmels Kraft und Segen.
Und alljährlich hab' ich wieder
Stets nach diesem Kranz gesehen,
In der Liebe treuem Hüten
Fand ich allezeit ihn stehen.
Und die Sonne scheint nicht immer
Nur in milder Lenzesweise:
Tage kamen, schwül und trübe,
Tage kamen, brennend heiße.
Doch bei allen Wetterlaunen,

Wie der Herr sie wechselnd schickte,
Haben sie den Kranz bewachet,
Daß kein einzig Blättlein knickte.
Blüthen welkten — aber Knospen
And'rer Art sah ich gedeihen.
Fünfe sah ich, frisch und rosig,
Bald in diesem Kranz sich reihen;
Und es gab ihr frohes Blühen
Fünffach wohl an Glanz zurück,
Was die Zeit ihm rauben konnte
An dem frischen Jugendglück.

* *
*

Doch wo nun sich durch das Leben
Hat der Kranz so wohl bewähret,
Hat ihm Gott auch edl're Würde,
Ernst'ren, tief'ren Werth bescheeret.
Sieh' ihn silberhell erstrahlen,
Unverwelklich, schön auf's neue,
Fest wie wohlgeprüfte Liebe,
Rein und echt wie Gattentreue.
Ja, ich will ihn wieder küssen,
Wie den grünen ich geküsset!
Grün, das Kleid des freud'gen Hoffens,
Trägt das Korn auch, wenn es sprießet.
Mit den Strahlen muß ich's bleichen,
Bis es wird zur Silberfarbe,
Bis es glänzt zur Zeit der Ernte,
Segensvoll als gold'ne Garbe.

Und wie diesem werd' ich bleiben
Auch dem Kranze immer hold,
Bis mit Gottes Hülf' sich wandelt
Auch sein Silber noch zu Gold. —

* *
*

So die Sonne — und die Feder
Warf ich fröhlich da zur Seite,
Denn der Bogen war voll Reimen,
Die der gold'ne Strahl mir feite.
Möge, was er leis gesprochen,
Laut im Schall des Liedes klingen,
Möge es wie sonn'ges Grüßen
Warm in Eure Herzen dringen;
Möge dessen Wünschen, Hoffen
Gott in Gnaden Euch gewähren,
Bis zum gold'nen Feste immer
Glückessonne Euch bescheeren!
Jetzt so fröhlich wohl wie damals
Kling's im Freundeskreise traut:
Drei Mal hoch dem Hochzeitspaare,
Silberbräut'gam, Silberbraut!

Gott segne dich.

Ich möchte dir so gerne sagen,
Was warm ich oft für dich gedacht;
Doch soll es sich in Worte fügen,
Hat dennoch Mühe es gemacht.

Zu viel, dann ist's wie hohles Tönen,
In dem das Fühlen sich verliert;
Zu wenig, bleibt es arm Gefüge,
An dem das Herz leicht irre wird.

Doch ein Wort lieb' ich drum vor allen,
Weil es so einfach Wünschen ist,
Und weil die Kraft, die darin wohnet,
Von Oben darauf niederfließt.

Wohl ist es tausend Mal gesprochen,
Wohl wird es leichthin oft gesagt,
Doch mein' ich, wären schön're Worte
Für Lieb' und Freundschaft nie erdacht.

„Gott segne dich!" der Wünsche bester,
Aus dem entsteigt so manch' Gebet,
Der Glaub' und Liebe gleich entsprossen,
Wie Hoffnung süß zu Herzen geht.

Weil Gottes Segen kann durchdringen
Wie Gottes Sonne jeden Tag,
Kann jede Wolke uns verklären
Und jede Freud' draus sprießen mag.

Weil alles er an ird'schem Glücke
Und ew'gem Heile schließet ein,
Weil er uns paßt im Lebenswinter
Wie in des Lenzes Maienschein.

Ja, heute möcht' ich dir es sagen
Aus wärmstem Herzen inniglich,
Und mög' der Herr es mir erhören:
„Gott segne dich, Gott segne dich!"



O, wenn du eine Wolke siehst,
Die finster auf dich niederschaut,
So bange nicht, nicht jede hat
Ein böses Wetter schon gebraut.

Nur selten birgt in ihrem Schooß
Sie eines grausen Sturmes Noth;
Gar oft am leichtesten verweht,
Die uns am düstersten gedroht.

Und wenn ein Schatten plötzlich dir
Auf deine hellste Stunde fällt,
Verzweif'le nicht; darum ist ja
Es nicht gleich dunkel auf der Welt.

Vielleicht, daß es nur Nebel ist,
Der deinem Aug' zu nah gerückt,
Und den nach wen'gen Stunden schon
Die Sonne wieder niederdrückt.

Und wird es Nacht, so leuchtet dir
Darinnen ja als lichter Stern
Das Wort, das mild beruhigt dich:
„Wirf deine Sorge auf den Herrn".

Und wird es Sturm, wohlan, so spricht
Ein Gleichniß hoffnungsvoll zu dir
Vom Herrn, der g'rad im Sturme sagt:
„Kleingläubige, was zaget ihr!"



An Ihre Durchlaucht Prinzessin Marie von Waldeck

zu ihrer Vermählung

mit

Sr. Kgl. Hoheit Prinz Wilhelm von Würtemberg.

Es liegt im weiten deutschen Reiche
Ein stilles, grünes Waldeseck,
Am Buchenwald, am Moosgrundreiche,
Trotz rauher Berg' ein trauter Fleck.

Und Waldeshauch und Bergeslüfte
Die weben wunderbares Band,
Kaum ander Land in deutschen Gauen,
Das so geliebt als Vaterland!

In dieser grünen Waldesecke,
Da steht ein alt, hochedel Haus;
Ruhmvoll gar mancher tapf're Recke
Der **Waldeck** Ruhm trug weit hinaus.

Es schrieb ihr Name in die Herzen
Des Volkes oft sich rührend ein;
Die Fürstenkrone glänzte immer
Von frommen Wohlthuns Wiederschein.

Und wie in Waldesgrund' erblühen
Die Blumen wonniglich und zart,
So blühten in der **Waldeck** Hause
Die Mägdelein vielholder Art.

Waldblumen gleich, einfach und innig,
Mit klarem Aug' und rothem Mund,
Waldblumen gleich — ein köstlich Herze
Tief innen in der Blüthen Grund.

Mit jenem minniglichen Zauber
Der Glockenblume tief und blau,
Und stolze Fürsten stets wohl kamen
Nach Waldeseck zur Blumenschau.

Und sieh', auch jetzt von fernen Auen,
Vom Neckar, wo die Reben blüh'n,
Ein Fürstensohn kam, hier zu finden
Die Blume, die ihn ließ erglüh'n.

Wie er im Norden und im Süden
Nicht hold're, süß're hat geschaut,
O Fürstensohn, nimm ernsten Sinnes
Die Blume aus dem Waldeck traut.

Wohl bringst du sie zu schön'ren Landen,
Wo sanfte, milde Lüfte weh'n;
Doch fand'st du sie im wärmsten Hauche
Der treuen Elternliebe steh'n.

Wohl folgt sie dir zu lautren Kreisen,
Wo Glanz und Leben reicher lacht;
Süß war der Schatten trauten Heimes,
Der schützend sie bisher bewacht.

Laß sie in deinem Herzen finden
Den treuen Boden, den sie ließ;
Waldblumen gleich würd' sonst sie kranken,
Und blühte ihr ein Paradies.

O Blume du aus diesen Bergen,
Zieh' hin und zeig' dem fernen Land,
Daß hier in grüner Waldesecke
Die anmuthvollste Blüthe stand.

Zieh' hin, und werd' mit mildem Dufte,
Mit reinem Herzen, stillem Sinn
Ein Segen dort, daß sie dich preisen
Als echte Waldeskönigin.

Und sonnig, wie der Himmel dorten,
Hell, wie dein jugendklarer Blick,
Sei dir ein sonn'ges Glück geworden:
Bleib' hell und freundlich dein Geschick.

Doch wo dich grüßen Wald und Berge,
Und wo du siehest Buchlaub sprießen,
Da laß es leise dich umwehen
Wie deiner Heimath stilles Grüßen.

Ja, Waldeshauch und Bergeslüfte,
Sie weben wunderbares Band:
Wo gibt es wie die Waldeck' wieder
So treu geliebtes Vaterland?



An eine Braut.

Mai 1879.

Wenn leicht, wie auf beschwingtem Fuß,
Der Mai durch Flur und Auen zieht,
Dann scheint's, er weckt mit seinem Gruß
Allüberall so Ton wie Lied.

Der Lerche lauter Jubelschall,
Der Nachtigall süß fleh'nder Klang,
Aus Baum und Strauch lockt Wiederhall,
Und selbst der Bach, er hat Gesang.

Ja Farbenpracht und Sonnengluth,
Die sind des Sommers stolzer Ruhm;
Doch heller, froher Liedesmuth
Der ist, o Mai, dein Eigenthum.

Und wenn des Lebens Maitag blüht,
Dann jubelt auch der Mensch so laut;
Doch wonn'ger noch ersteht das Lied —
Du weißt jetzt wann — du süße Braut!

Wenn leicht, wie auf beschwingtem Fuß,
Die Liebe zog in's Herz hinein,
Und wenn bei ihrem leisen Gruß
Es steht im schönsten Maienschein,

Mit Perlen, Thau und Sonnenschein,
Wie ihn kein Lenz der Erde bringt,
Indeß es in der Seele dein
Als wie in tausend Liedern singt:

Bald jauchzend hell wie Lerchenlied,
Bald süß wie Nachtigallenklang,
Von Herz zu Herz ein Echo zieht
Und weckt stets neuen sel'gen Klang.

O Zeit der Lieder, Herzensmai,
Wo uns das Leben dünkt Gedicht!
Im Liede dir darum ich weih'
Den Gruß, den dir mein Herze spricht.

O möge Gott die Maienzeit
Dir segnen, daß ihr holder Schein
Für's Leben dir die Seele feit
Mit ihrem Glücke innig rein!

O mög' der süße Liedesschall,
Der jetzt so wonnig es durchdringt,
Ein Lied sein, dessen Wiederhall
Dir bis zum End' des Lebens klingt!

Balladen und Zeitgedichte.





Das Mädchen von der Pusta.

Saß ein Mädchen auf der Pusta,
Braunes Mädchen von der Haide,
Schwarz das Aug' und schwarz das Haar,
Eine wahre Augenweide.

Mädchen, was weilst du so einsam
In dem hohen Haidegras?
Warum ist die dunkle Wimper
Und die ros'ge Wange naß?

Was gehst du nicht zu den Andern,
Wo das Cymbal hell erklingt,
Und dein Bruder, der Zigeuner,
Sich im Czardas munter schwingt?

Hast du keinen Schatz gefangen,
Mädchen mit dem langen Haar?
Konnt'st du keinen Schatz entzünden
Mit dem dunkeln Augenpaar?

Schatz? was Schatz! Dem braunen Mädel
Hat es wahrlich drum kein' Noth!
Waren einst der Schätze dreie,
Die sie liebten bis zum Tod.

War der Erst' ein flinker Reiter,
Blond das Haar, das Auge blau,
Und mit Wangen weiß und rosig,
Wie die Wange einer Frau.

Hatte wohl ein golden Ringlein
An die braune Hand gesteckt:
Bei Magenta auf den Fluren
Liegt der Reiter hingestreckt. —

War der Zweit' ein kecker Schütze
Mit dem schmucken Federhut;
Und wie stand das braune Bärtchen
Um die frischen Lippen gut.

Wollte ja sein Liebchen holen,
Wenn er von der Fahne frei:
Drüben an den schwarzen Bergen
Traf ihn des Morlachen Blei. —

Ei, du schmuckes braunes Mädel,
Bist doch leicht Zigeunerblut!
Kecker Reiter, braver Schütze,
Geht Vergessen gar so gut?

Und der Dritt', ein dunkler Bursche:
Sahst den Haidesturm ihm an.
Und sie thaten eines Tages
Ihn auch in des Kaisers Bann.

In der Festung engen Grenzen
Hielt der Sohn der Pusta Wacht,
An sein Mädel in der Ferne
Hat zu viel er da gedacht.

Ueber Berge, Feld und Haide
Rauh der Pfad und steil der Steg.
Doch zu mitternächt'ger Stunde
Bahnt er dennoch sich den Weg.

Mädchen auf der fernen Haide,
Fühltest du es wohl im Schlaf,
Als von hoher Festungsmauer
Ihm in's Herz die Kugel traf?

Legten gold'ne Ehrenzeichen
Sie in's Grab den ersten Zwei'n,
Scharrten deinen dritten Liebsten
Ohne Sang und Klang sie ein.

Und du willst noch immer trauern?
Ei, Vergessen geht so gut! —
Komm zum Tanz, du braunes Mädel,
Bist ja leicht Zigeunerblut!

Doch sie läßt das Köpfchen sinken,
Diesen da vergißt sie nie:
Zweie starben für den Kaiser,
Einer aber starb für sie.



Ballade.

Hesekiel's Erzählung entnommen.

Es war der Ritter von Eckenstädt,
Der hatte drei Fräulein fein;
Die blühten wie die Rosen roth,
Wie Lilien schlank und rein.

Im Elsaß hauste ein Ritter wild,
Der hat die Eine gefreit.
„Herr Ritter, noch ist's ein Knösplein zart,
Da hat das Freien noch Zeit."

Was Knösplein! ich lieb' die Knösplein fein,
Rings mein ist Schloß und Land.
„Herr Ritter, Herr Ritter, es soll nicht sein,
Denn blutig ist Eure Hand,

„Von Raub und Mord, von Sünd' und Schand'
Wascht Ihr sie nimmer frei."
Und gebt Ihr nicht die Eine her,
So hol' ich mir alle drei. —

Der Eckenstädt ritt einst hinaus
Mit seiner Mannen Troß:
Da tobt die wüste Bande hin
Zum unbewachten Schloß.

Die Fräulein floh'n wie Tauben scheu
Wohl auf den höchsten Thurm:
Da standen sie auf luft'ger Höh',
Umbraust von wildem Sturm.

Und unten gähnt der Abgrund tief
Mit kaltem, nacktem Stein.
„Herr Jesus, wird vor Sünd' und Schand'
Kein and'rer Ausweg sein?" —

Und doch das Leben blüht so schön,
Das Blut fließt noch so warm.
Da sprach die Dritte: „Die Engelein,
Die leihen uns ihren Arm."

„Ein treues, liebes Schutzeng'lein
Hat Jeder ja allhier.
Schick' sie zu Hülf', Herr Jesu mein!
Wir retten uns zu dir."

So sprachen sie aus einem Mund —
Da dröhnt ein schwerer Schlag:
Sie sprangen hinab. — Der Ritter drang
In's leere Thurmgemach.

Da wüthet er in wildem Zorn
Mit Feuer und mit Schwert,
Vor blindem Wüthen sah er nicht,
Wer wieder heimgekehrt.

Das war der tapfre Eckenstädt
Mit seinem treuen Troß:
Des tück'schen Räubers Blut so roth
Zum Estrich niederfloß. —

Doch meine Kinder, wo sind sie?
Wo meiner Augen Licht?
Er sucht sie lang, er sucht sie bang,
Die Kinder find't er nicht.

Dann eilt er angstvoll auf den Thurm
Und blickt in's Land hinaus,
Er blickt hinab: da fasset ihn
Ein wunderbarer Graus.

Da unten ruh'n die Fräulein zart
Auf nacktem stein'gen Grund,
Umfangen sich nach Kinder Art
Mit Armen weich und rund, —

Als seien sie hinabgeweht
Wie Blüthen duftig weiß. —
Da wecket sie der Vater auf
Mit seinen Küssen heiß.

„Und lacht das Licht uns wieder schön,
Und rinnt das Blut noch warm,
Und blüht das Leben rosig roth,
Trug uns der Englein Arm.

„Trug uns die grauſ'ge Höh' herab
Sanft nieder auf den Stein.
Herr Vater, baut uns nun allhier
Ein ſchmuckes Kirchelein,

„Ein Kirchlein und ein Klöſterlein.
Geſprochen haben wir:
Herr Jeſus, ſchick' die Engelein,
Wir retten uns zu dir.“ —

Und Kirch' und Kloſter ſtanden bald,
Geweiht den Engelein,
Da blühten die drei Fräulein zart
Als Lilien, keuſch und rein.

Im Elſaß ſeht den Stein ihr noch,
Wo einſt das Kirchlein ſtund;
Und alle kranken Kindelein
Die werden dort geſund.



Der Mönch von Marienmünster.

I.

Im Kloster Marienmünster
Da geht den langen Gang
In später Abendstunde
Ein junger Mönch entlang.

Aus bleichem Antlitz strahlet
Der dunklen Augen Licht;
Doch weder Glück noch Frieden
Aus diesen Blicken spricht.

Auf seiner hohen Stirne
So düst're Falte steht,
Und was die Lippen flüstern,
Es ist kein fromm Gebet.

„O, diese Qual im Innern,
Die heiß ersehnte Lust,
Warum so eng die Mauern,
Warum so fest die Brust?"

Und zitternd bleibt er halten
Im monderhellten Raum;
Er glaubt sich selbst zu schauen,
Sich selber wie im Traum.

Doch frei, frei wie den Adler,
Der durch die Lüfte kreist,
Den kein Gesetz der Erde
In enge Schranken weist;

Frei, und im Weltgedränge
Ein mächtig schaffend Glied,
Das durch des Geistes Stärke
Sich Herrscher And'rer sieht.

Viel Blumen, reizend, lockend,
Sieht er am Pfade blüh'n,
Die Blume wonn'ger Liebe
Läßt ihm das Herz erglüh'n.

So träumt er lang, da rufet
Der Vesperglocken Klang;
Doch bei den ersten Tönen
Sein gold'nes Traumbild sprang.

Und vom geblend'ten Auge
Löst krampfhaft sich die Hand:
„O Fluch, Fluch diesen Tönen, —
Dem geistlichen Gewand,

„Das wie ein düst'rer Schatten
Sich auf mein Leben legt,
Das meine frische Jugend
In solche Fesseln schlägt.

„Doch Schwüre, die geschworen
Im kind'schen Unverstand,
Sie brauchen nicht zu binden
Des Mannes starke Hand.

„Er darf nicht länger beugen
Sein Knie in Gaukelei,
Was er erkannt, bekenn' er
Und sei dann wieder frei."

So hat er fest geschworen
In unheilvoller Nacht:
Noch eh' der Morgen graute,
Hat er es wahr gemacht.

Und als zur Metten riefen
Die Glocken klar und hehr,
Da kamen alle Brüder,
Nur Einer kam nicht mehr.

II.

Zehn Jahre sind verflossen.
Fern über'm Ocean
Da brach so mancher Wand'rer
Sich eine neue Bahn.

Dort unter neuem Himmel
Ist mancher Muth erwacht,
Da hat so manch' Getäuschtem
Ein neues Glück gelacht.

Aus stolzer Straßen Reihen
Hebt sich ein stattlich Haus;
Des Reichthums üpp'ge Fülle
Schaut überall heraus.

Viel mächt'ge Ballen thürmen
Sich rings im Flur umher,
Die Schätz' aus fernen Landen,
Die Schätz' aus tiefem Meer.

Und hundert thät'ge Hände
Sich müh'n in ems'ger Hast;
Des ernsten Herren Auge
Wacht sonder Ruh' und Rast.

Und Ernst dem Kaufherrn ziemet,
Denn Sorg' und Müh' ist sein;
Doch diese düst're Falte
Grub nicht die Sorge ein.

Die Falte auf der Stirne,
Die meißelte der Schmerz. —
Hat er denn nicht erreichet,
Was einst begehrt sein Herz?

Hat er nicht abgeworfen
Die Fesseln hart und schwer?
Der Aar am Himmelszelte
War nicht so frei, als er.

Fand er denn kein Genügen
In seines Geistes Kraft?
Hat ihm nicht reich gelohnet,
Was muthig er geschafft?

Erblühten ihm nicht Blumen
So reizend, wonniglich?
Die Schönst' in seinen Augen,
Brach er sie nicht für sich?

Und haben ihre Lippen
Das Leid nicht weggeküßt?
Hat nicht der Kinder Schmeicheln
Die Bitterkeit versüßt?

Ja, Macht und Glanz und Liebe,
Die nannte stolz er sein:
Das Haus reich an Behagen,
An Schätzen reich den Schrein.

Doch auf der Stirn die Falte,
Die ward nicht weggewischt;
Kein Tropfen süßen Friedens
Sich in sein Lächeln mischt.

Was seinem Glücke fehle,
Wohl staunend Jeder frägt;
Ob eine Sünd' im Herzen
Denn gar so schwer sich trägt?

III.

Zu Hildesheim im Dome
Der Orgelton erklingt,
In stiller Sabbathstunde
Fromm die Gemeinde singt.

Die mächtigen Accorde,
Sie rauschen weit hinaus.
Ein Wanderer hält lauschend
Am hohen Gotteshaus.

Und als mit frommem Schwunge
Ein Lied steigt himmelan,
Da zuckt es durch die Glieder
Dem bleichen, starren Mann.

Doch fährt ein höhnisch Lächeln
Um seine Lippen hin:
„So war vor langen Jahren
Auch mir dereinst zu Sinn.

„Will doch noch einmal schauen,
Wie kindisch es erdacht,
Um mich des Tags zu freuen,
Der einst mich frei gemacht.“

Und hoch und finster schreitet
Er in die Kirche ein.
Vergaß ja längst zu beugen
Sein Knie am heil’gen Schrein.

Vergaß ja längst das Zeichen
Vom Kreuz auf Stirn und Brust:
Er steht erhob’nen Hauptes
Nun da, so selbstbewußt.

Rauscht aus dem Meer von Tönen
Es zürnend nicht hervor?
Schlägt es wie Donner-Rollen
Nicht an des Frevlers Ohr?

Hört er nicht, wie es klagend
Jetzt aus den Klängen weht
Gleich einer Mutterstimme,
Die leise weinend fleht?

Und nun wie Hohngelächter
Die Töne gellend schwirr’n:
Es brennt, ein dunkles Zeichen,
Die Falte auf der Stirn.

Doch endlich nun verhallt es,
Er athmet leichter auf;
Des Altars Stufen steiget
Ein Priester jetzt hinauf.

Und durch die tiefe Stille
Der Segen schallt durchs Chor;
Die Häupter tief sich neigen,
Die Herzen zieht's empor.

Und was, was ist's gewesen,
Daß da dies Haupt sich neigt?
Daß auch aus diesem Herzen
Ein frommer Seufzer steigt?

O Gnade ist es, Gnade,
Wie Gott der Herr sie schenkt:
Ein Tropfen seines Lichtes,
Der sich in's Herze senkt.

Ein Blitzstrahl, wundermächtig,
Der all' den Wahn zerreißt,
Der noch in elfter Stunde
Den Weg zum Himmel weist.

O glücklich, dem sie wieder,
Ein Blick des Herrn, erscheint,
Daß er nach Petri Sünde
Dann auch wie Petrus weint.

Und sieh', nach wenig Tagen,
Da klopft ein Wandersmann
Im alten, stillen Kloster
Zu Marienmünster an.

Es war sein Kleid zerrissen,
Es war bestaubt sein Schuh;
Doch erst in stiller Zelle
Gönnt er sich wieder Ruh'.

Winkt ihm aus weiter Ferne
Nicht eine Heimath traut? —
Er hat nach Christi Worten
Nicht rückwärts mehr geschaut.

IV.

Im Kloster Marienmünster
Das alte Chronikbuch,
Wie ist es schön gezieret
Mit Bildwerk und mit Spruch.

Das hat ein bleicher Bruder
Vollbracht vor manchem Jahr:
Ein Mönch, der allen Mönchen
Ein stummes Räthsel war.

Denn nie im Gotteshause
Trug er das Priesterkleid.
Hat nie das Brod gebrochen
Und nie den Kelch geweiht.

Auch nie im Sacramente
Verseh'n das Richteramt;
Doch durch die eig'ne Buße
Die Andern all' entflammt.

Woher er einst gekommen,
Er hat es nie gesagt;
Stets emsig auf der Zelle
Geschrieben Tag und Nacht.

Und nur zur Zeit der Vesper
Alltäglich einen Gang
Gönnt er sich still und einsam
Die Klosterhall' entlang.

Da schlug zur selben Stunde
Die Schelle einst dort an,
Und leichte Schritte stiegen
Die Klostertrepp' hinan.

Und eine Frauenstimme
Den Bruder Pförtner frug
Nach einem fremden Namen,
Den hier wol Niemand trug.

Es hörte in der Halle
Der Mönch die Frage gut,
Wie trieb in's bleiche Antlitz
Sie wallend ihm das Blut!

Kennt er die fremden Laute?
War das ein Kind, das sprach?
Welch' seltsam glühend Feuer
Aus seinem Auge brach!

Ein Schritt nur! — Doch da tönte
Der Vesperglocken Klang;
Wie floh er da so zitternd
Hinab den langen Gang,

Bis athemlos geborgen
Er in der Zelle klein. —
Da trat mit selt'ner Kunde
Der Prior bei ihm ein.

„O Herr, laßt Dinge ruhen,
Die längst verschollen sind!
Der Mönch, der Gott Geweihte,
Er kennt nicht Weib noch Kind.

„Ach, weil ich einst geschieden
Von ihm, dem höchsten Gut,
Heischt sühnend er das Scheiden
Vom eig'nen Fleisch und Blut.

„Und weil ich nimmer würdig,
Zu opfern am Altar,
Darf ich dies ird'sche Opfer
Nun zwei Mal bringen dar.

„Ja, Gott der Herr ist gnädig,
Er nimmt die Buße an,
Sonst hätt' in später Stunde
Er dies mir nicht gethan."

So spricht er leis: — doch siehe,
Wie hell sein Auge strahlt,
Als hab' den letzten Heller
Der Schuld er nun bezahlt.

Die Falte auf der Stirne,
Die dort so lange stand,
Sie war wie ausgelöschet
Von eines Engels Hand.

Doch, als am andern Morgen
Die Glocken riefen hehr,
Da kamen alle Brüder:
Nur Einer kam nicht mehr.

Der letzte Wasa in Schweden 1864.

Liegt ein alter Thurm in Schweden,
War dereinst ein stolzer Bau,
Ist Ruine längst geworden,
Durchgewittert, morsch und grau;
Und von ihm läßt weit sich schauen
In das schwed'sche Land hinein.
Stehet oben auf der Zinne
Heut' ein ernster Greis allein;
Und der Seewind braust und heulet,
Und das Meer klingt dumpf und hohl.
Thurm von Kärnan, Schwedens Warte,
Kennst den fremden Gast du wohl?
Schaut gleich dir so alt und einsam
In das weite Land hinaus;
Ist gleich dir auch die Ruine
Von so stolzem alten Haus.
Kennst du ihn? An seiner Wiege
Jauchzte froh ihm dieses Land.
Kennst du ihn? Ein schmucker Knabe,
Stand er einst an diesem Strand.
Stolze Flotten zweier Länder
Zogen grüßend ihm vorbei,
In den Donner der Kanonen
Mischte sich der Jubel-Schrei!

Heut' hat Keiner ihm gewinket,
Als sein Kahn dem Land genaht,
Und kein Mund hat ihm gejauchzet,
Als den Boden er betrat.
Kein Kanonendonner grüßte,
Keine Flagge hat geweht:
Alter Thurm, gleich dir vergessen
Wasa's letzter Sprosse steht.
Wehe, kommt er jetzt zu werben
Wiederum um Kron' und Glück?
Rief ihn heimlich treue Liebe
Zu der Ahnherrn Thron zurück?
Muß er still verschwiegen nahen,
Daß das Mißtrau'n nicht erwacht?
Werden Feinde auf ihn fahen,
Die sein Name zittern macht?
Nein, der Name ist verklungen
In des Volkes Herzen schon,
Wie ein Lied, das ausgesungen,
Wie im Wind ein Harfenton.
Kron' und Scepter ruhen lange
Schon in fremder starker Hand:
Sagt, was sucht der letzte Wasa
Jetzt noch in der Schweden Land?
Schmach, o Schmach, wenn dort der Boden
Ihm nicht heiß wie Lava brennt,
Wo der Feind ihn nicht mehr fürchtet,
Wo der Freund ihn nicht mehr kennt.
Doch der Greis auf Kärnan's Thurme

Wird des Schauens nimmer müd;
Auf der tief gefurchten Wange
Eine helle Thräne glüht.
Und er trinkt die rauhen Lüfte,
Als erquickten sie die Brust,
Und er faltet seine Hände,
Wie in sel'ger Dankeslust.
Ja, es hält trotz Sturm und Nebel
Ihn dort oben festgebannt, —
Still, o still, ihr fühltet's nimmer,
Ach, er war so lang' verbannt!
Jahre hin hat er durchwandert
Fremdes Reich und fremd Gebiet,
Und jetzt ist's die heim'sche Erde,
Die er endlich wiedersieht!
Zürnt ihm nicht! In seinen Adern
Warm des Volkes Blut ja rinnt:
Schweden — dein verstoß'ner König
Bleibt doch deines Landes Kind.



Das kleine Büchlein.

Der Vater füllt mit Golde
Dem Sohne reich den Schrein,
Die Mutter gibt ihm stille
Ein Büchlein winzig klein.

„Ist dir so viel von Nöthen,
Daß irdisch Glück dein Theil:
Dies Eine sollst du nehmen
Zu deiner Seele Heil.

„So klein, so leicht, so wenig,
Daß nie es dir Beschwer,
Doch wenn du Alles lässest,
Dies lasse nimmermehr.“

Der Sohn hat es genommen,
Zog seinen Lebenspfad;
Es ruht an seinem Herzen
Das Büchlein, früh und spat.

So ward's hinausgetragen
Zu manchem frischen Strauß,
In weiter, fremder Ferne
Ein Stück vom Heimathhaus.

Doch wenn auf falschem Pfade
Sein Fuß mal irrend ging:
Wie ward dann schwere Bürde
Das kleine, leichte Ding!

Und als auf hohen Wellen
Sein Lebensschifflein trieb,
Da war's der einz'ge Compaß,
Der ihm noch übrig blieb.

Denn warf in wilden Stürmen
Er viel wohl über Bord,
Das Büchlein hieß ihn halten
Der Mutter mahnend Wort.

Und als er müd' gerungen,
Zerschellt so mancher Traum:
Wie barg so viel des Trostes
Es da im engen Raum.

Den Weg zum rechten Hafen
Wies es getreulich an,
Und sang zu Ruh und Frieden
Den ernsten müden Mann.

Und in der Stunden letzter
Da ward es ihm noch klar:
Zum Himmel hoch die Stufe
Das kleine Büchlein war.

Der letzte Bourbon.

Auf Sanct Ludwig's Throne sitzen
Mächt'ge Kön'ge stolz und reich:
Doch der Herrscherthron dünkt ihnen
Nur ein Pfühl von Sammet weich.

Und sie ruh'n darauf im Glanze,
Sonnen sich in ihrer Macht;
Ihres Volkes bitt're Klagen
Stillen sie mit eitler Pracht.

Uepp'ger Feste Schwelgereien,
Uepp'ger Frauen Buhlerkreis:
Freche Sünde wird zur Ehre,
Feiles Laster wird zum Preis.

Hoch von oben breitet unten
Es sich aus in raschem Lauf,
Und die Sünden eines Volkes
Schrei'n zu Gott dem Herrn hinauf.

Aber weh' Sanct Ludwig's Throne
In so unheilvoller Zeit!
Wehe, weh' den weißen Lilien,
Die so schmachvoll sind entweiht!

Wenn die Fäulniß zehrt am Marke,
Sinkt der Stamm, der Kraft beraubt.
Seht, schon winkt aus Henkers Händen
Eines Königs blutig Haupt!

Ob auch beſſ're Enkel sühnen,
Was der Ahnherr einst verbrach,
Furchtbar ist es, wenn gekommen
Gottes schwerer Rechnungstag.

Der Geschlechter stolze Namen
Sind dem Herrn wie Spreu und Staub,
Und der Throne letzte Steine
Werden seiner Flammen Raub.

Sagt, wo ist die Oriflamme,
Für die Frankreich einst geglüht?
Sagt, wo sind die weißen Lilien,
Die Jahrhunderte geblüht?

Frankreichs eig'ne Söhne rissen
Ja das weiße Banner ab,
Und die Lilien ruh'n vergessen
Zu Denis im Königsgrab.

Auf sechs mächt'gen Thronen herrschte
Einst das stolze alte Haus,
Und von sechsen zieh'n verstoßen
Als Verbannte sie hinaus.

Wo ein Zweig will Wurzel fassen,
Wird er unheilvoll zerstört,
Und den feilsten Mörderhänden
Hat ihr bestes Blut gehört.

Auf Hispaniens blüh'nder Insel
Wogt noch einmal blut'ger Streit;
Doch Verrath und List umspinnen
Die dem Untergang geweiht.

Von dem letzten Thron gestoßen,
Auch der letzte Bourbon flieht;
Denn der Herr sprach: Ich will's rächen,
Rächen bis in's siebte Glied.



Des Kindes Stimme.

Nach einer alten franz. Legende.

„Meinen Einz'gen, meinen Süßen,
Hatt' ich, Herr! dir dargebracht.
Weh', was hast du mich gestürzet
In des Kummers tiefste Nacht!

„Weiht' ich ihn doch deinem Dienste,
Deinem heiligen Altar,
Brachte meines Alters Freude
Dir, o Herr, zum Opfer dar.

„Denn die starren Klostermauern
Schlossen ihn für immer ein;
Seiner hellen Blicke Sonne
Durft' ich nimmermehr mich freu'n.

„Meinen arbeitsmüden Händen
Half sein kräft'ger Arm nicht nach,
Ohne meines Kindes Stütze
Wankt' einher ich alt und schwach.

„Eins, nur Eins war mir geblieben:
Nächtlich in der Mönche Chor
Konnte seine süße Stimme
Noch erfreu'n der Mutter Ohr.

„Aus den vielen Klängen grüßte
Hell der lieb bekannte Ton,
Und dann durft' ich freudig jubeln:
Ja, du hast noch deinen Sohn!

„Doch, verstummt sind seine Lieder,
Schallen nimmermehr zu mir.
Herr, dem ich so Viel gegeben,
Was nahmst du das Letzte mir?"

Also klagt in bitt'rem Harme
Eine Mutter ihre Noth
Um den Sohn, den Gottgeweihten,
Den entrissen ihr der Tod.

Und allnächtlich auf dem Grabe
Jammert sie voll Herzeleid.
Sieh'! da steht vor ihr ein Bote,
Gottes Bot' im Strahlenkleid:

Sanct Mauritius, des Klosters
Einst'ger Gründer und Patron.
„Arme Mutter! deine Klagen
Stiegen auf zu Gottes Thron.

„Wohl im Chore seiner Heil'gen
Jauchzt dein Kind dort hoch verklärt,
Doch weil Vieles du geopfert,
Sei auch Vieles dir gewährt.

Geh'! wenn zu des Ew'gen Preise
Nächtlich schallt der Mönche Chor,
Soll die Stimme deines Einz'gen
Wiederum erfreu'n dein Ohr."

Und der Heil'ge ist verschwunden.
Zu dem Kloster eilt sie hin.
Ernst und tief der Mönche Lieder
Durch die nächt'ge Stille zieh'n.

Aber horch, welch' neue Stimme
Plötzlich ihnen sich vereint:
Eine Stimme, die wohl Keiner
Mehr zu hören hat vermeint.

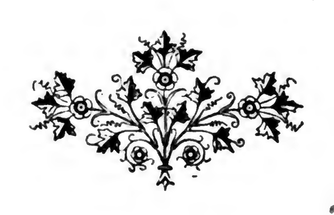
Als sei nimmer sie verstummet,
Ist dem Sang sie eingefügt:
Und die Mutter bebend lauschet,
Nein, ihr Ohr, es täuscht sich nicht.

Das sind seine süßen Laute,
Das, das ist sein heller Ton.
Herr des Himmels! Den sie höret,
Ist ihr Einz'ger, ist ihr Sohn.

Und betroffen rings im Kreise
Auch der Chor der Mönche schweigt,
Aber klarer nur und reiner
Diese Stimme aufwärts steigt.

Und von da allnächtlich immer
Hat das Wunder sich erneut,
Hat des Sohnes Himmelsstimme
Seiner Mutter Herz erfreut:

Bis sie eines Tages leise,
Wie ein Harfenton, verrinnt;
Denn, ihr lauschend, ging hinüber
Da die Mutter zu dem Kind.



Der Fähndrich.

Die Fahne ist dein, du junges Blut.
Nun nimm sie treu in deine Hut.

Und das ist deines Kaisers Gebot:
„Du sollst sie wahren in Noth und Tod."

Wild auf und ab wogt bald die Schlacht,
Der Feind ist stark und drängt mit Macht.

Geschlagen, geschlagen! verloren der Tag.
Nun fliehe, wer noch zu fliehen vermag!

Gar manche Fahn' zur Beute fällt,
Der Knabe so fest die seine hält.

Der Fuß schon wankt, die Hand schon roth:
„Ich soll dich wahren in Noth und Tod.

„Und kann ich nicht weiter, dort die Fluth,
Die schützet fürwahr uns Beide gut."

Ach wehe, da lieget ein armer Knab',
Der findet dort unten ein feuchtes Grab.

„O laßt mich, der Tag war heiß und schwül,
Und hier ich die brennende Wunde kühl'."

Sie sausen vorbei, sie sind schon weit,
Da ist es nicht lange Fragens Zeit.

Am and'ren Morgen die Sonne scheint,
Da wird begraben so Freund als Feind.

„Seht dort in der Tiefe — ein junger Gesell —
Den küßte wohl sacht zu Tode die Well'."

Sie heben den bleichen Knaben auf,
Ein blutiges Banner, da ruhte er drauf.

Noch sterbend hat er sich ausgestreckt,
Daß schützend sein Leib die Fahne bedeckt.

Und war es der Feind auch, der sie fand,
Er streckte nimmer darnach die Hand.

Sie legten ihn still in das Banner ein:
„Nun mag's auch im Tode sein eigen sein."



Es waren fünf.
(1866.)

Der Vater schauet so froh hinaus,
Die Buben spielen vor seinem Haus;
Es waren fünf.

Die Buben wachsen gar frisch heran,
Der Vater blicket stolz sie an;
Es waren fünf.

Der Kaiser rüstet sein stattlich Heer,
Wer gab der schmucken Kämpfer mehr?
Es waren fünf.

Das Land erdröhnt vom Donner der Schlacht,
Der greise Vater betend wacht.
Es waren fünf.

Da kommt so schlimme Botschaft schon:
Gebt einen Kranz dem tapfern Sohn:
Es waren fünf.

Und wieder Trauerkunde kam.
Und wenn auch zwei der Herr mir nahm:
Es waren fünf.

Gebt einen Kranz auch ihm zum Ruhm;
Noch Dreie bleiben mein Eigenthum.
Es waren fünf.

Doch weh', es bringet Stund' auf Stund'
Noch immer neue Trauerkund'.
Es waren fünf.

Und ehe zu End' der grause Tag,
Der Vater noch ein Mal leise sprach:
Es waren fünf.

Dann sinkt er nieder todesbleich.
Herr, laß ihn zählen im Himmelreich:
Es waren fünf.



Am See.

Ballade.

O trau' dem See nicht: mit glattem Gesicht
Er dumpf in der Tiefe doch grollt.
Der Wassergeist liebet die Menschen nicht
Und wird ihnen nimmermehr hold.
Er liebt nicht ihr warmes, kreisendes Blut,
Weil das seine so eisig und kalt!
Er haßt ihre flammende Herzensgluth,
Weil sein nicht die holde Gewalt.
Darum er alljährlich nimmer ruht,
Bis Einer im Arme ihm lag,
So kalt gleich ihm, — bis eine Gluth
Er auszulöschen vermag;
Bis einen Thränenquell er trinkt,
Den verlassene Liebe zollt.
O trau' dem See nicht, wie lieblich er winkt:
Denn dumpf in der Tiefe er grollt.

Es steht das Mägdlein am Uferrand,
Sie wäscht die weißen Linnen;
So schmeichelnd küßt die Well' ihre Hand,
Als wollte sie um sie minnen.

Und von Minne und Lieb' in den Lenz hinein
Läßt froh ihr Lied sie erschallen.
„Und heut' über's Jahr soll die Hochzeit sein,"
Das klingt ihr am süß'sten von allen.

Das singt sie so hell mit lachendem Mund
Und denkt ihres braven Gesellen,
Dessen Auge so blau wie der See zur Stund', —
Da fällt etwas hart in die Wellen.

Das Lied ihr stockt, die Wange wird bleich,
Sie starret erschreckt in die Wogen —
Es haben die trüg'rischen Wellen weich
Vom Finger den Ring ihr gezogen.

Vom Finger das güldene Brautringlein,
Womit ihr die Treue versprochen.
„Und heut' über's Jahr soll die Hochzeit sein!" —
Ach, wird ihr die Treue gebrochen?

Weh', hat ihr der tückische Wassergeist
Damit ein Zeichen gegeben?
Er greifet nach warmen Herzen zumeist,
Nach jungem, wonnigem Leben.

Und Todesgrauen durchschauert sie kalt,
Als säh' sie der Wasser Verlangen;
Sie weichet zurück, — da, mit neck'scher Gewalt
Ihr Liebster hält fest sie umfangen.

Laut schluchzend sinket sie ihm an's Herz
Und stammelt erschreckt ihre Kunde.
Doch was ihr Grauen — es dünkt ihm Scherz,
Er hört es mit lächelndem Munde.

Er küsset die trüben Augen ihr hell,
Und roth ihr die blassen Wangen.
Ein neues Ringlein ist bald ja zur Stell';
Wenn nur nicht die Treue vergangen!

Er drohet voll Scherz in den See hinein,
Der so sein Gold ihm verschlinge.
Und heut' über's Jahr soll die Hochzeit sein,
Mit neuem güldenem Ringe!

Ja, heut' über's Jahr — der Tage Reih'n,
Wie sind sie so eilig entflogen.
Doch diesmal spiegelt der Frühlingsschein
Sich nicht in den bläulichen Wogen.

Der Sturmwind fährt darüber hin,
Doch kräuselt er keine Wellen;
Mit blankem Stahlschuh fliegen gleich ihm
Hinüber viel schmucke Gesellen.

Eiskönig hält fest noch den See gefaßt
Mit seinen starken Banden! —
Das Mägdlein hat im Kämmerlein
Am Hochzeitsschrein gestanden.

Sie hat so freudig ihr Linnen geschaut,
Zum Brautschatz fleißig beendet —
Da denkt sie des Morgens, wo ihr gegraut,
Als die Wellen den Ring ihr entwendet.

O gut, daß das schreckliche Zeichen so log,
Der See ist fest ja in Banden.
Ihr neues Ringlein! Drei Tage nur noch,
Dann hat am Altar sie gestanden!

Drei Tage nur noch, — kein Ahnen mehr liegt
Ihr auf den sonnigen Träumen!
Weh', sie siehet die lauernden Wogen nicht,
Die unter dem Eisbanne schäumen.

Sie sieht ihren schmucken Liebsten nicht,
Wie eben so kühn er geglitten!
Sie sieht nicht, wie tückisch die Decke zerbricht,
Als sei sie vom Stahlschuh durchschnitten;

Daß plötzlich aufjähnend ein Abgrund droht,
Eine tiefe, klaffende Spalte —
Sie höret ihn nicht, den Schrei der Noth,
Der gellend im Märzsturm verhallte.

Nein, sorglos blieb sie am Hochzeitsschrein
Und zählte ihr Linnen, das weiße.
Wie wusch es der See so blank und rein,
Wie küßte ihr Lieb' da so heiße!

O schließe den Schrein nur — der Wassergeist
Hält fest ihn ja jetzt schon im Arme,
Erstarrt ist das Blut ihm, das nimmermehr kreist,
Erstarret das Herz ihm, das warme.

O schließe den Schrein, und nimm nur heraus
Ein Linnen zum Todtenkleide —
Der See wusch es blank, der See wusch es rein.
Weh'! dir nur zu bitterem Leide!

Er harret wollüstig der bitteren Fluth,
Die deinem Auge entspringe.
O, lieber hättest du selbst ja geruht
Tief drunten bei deinem Ringe!

Und nach drei Tagen am Altar — nein,
Am Ufer stand wieder die Arme
Und starrte verzweifelnd zum See hinein:
Daß Gott sich ihrer erbarme!

Und das Wasser ging hoch und zerbrach den Bann,
Der eisig auf ihm gelegen;
Es tobten die schäumenden Fluthen heran
Und brausten ihr stürmisch entgegen.

Der tückische Nix, er hat, was er will:
Viel Thränen tranken die Wellen, —
Da spülten sie eines Tages ihr still
An den Strand ihren todten Gesellen.

Der Schleierfall zu Gastein im Nassfelde.

Da wo durch Berg und Klüfte
Die Ache braust so wild,
Verweilt der Wand'rer gerne
Bei einem Zauberbild.

Denn von dem steilsten Felsen
Weht es herab wie Flor,
Die schwarzen Steine schimmern
Gleich Ebenholz hervor.

Es glänzt der Wellenschleier
Wie Silber und Demant,
Und rauscht so lautlos nieder,
Als trüg' ihn Feenhand.

Hoch oben auf dem Berge
Da liegt ein tiefer See:
Da wohnen Wasserjungfern
Mit ihrer schönen Fee.

Und einstens sprach der Felsen
Für sich in bitterm Harm:
„Wie bin doch unter allen
Ich ganz allein so arm!

„Wohl gibts manch' rauh Gebirge,
Doch etwas nennt es sein
An Laub und Moos und Blüthen,
An schimmerndem Gestein.

„Und kennt es keine Schätze,
Grünt ihm kein einzig Reis,
So deckt mit prächt'ger Decke
Es doch wohl Schnee und Eis.

„Doch mich, mich flieht auch dieses,
Bin finster wie das Grab,
Und Aller Augen wenden
Sich schauernd von mir ab."

So hat geklagt der Felsen
Dereinst in bitt'rem Weh':
Das hört in ihren Tiefen
Die schöne Wasserfee.

„Und warst du unser Wächter
So manches lange Jahr,
Hast du mit starkem Arme
Geschützt uns wunderbar,

„Daß wir so ruhig schliefen
An deiner mächt'gen Brust:
So sei, dir jetzt zu danken,
Auch uns're größte Lust.

„Laß Moose, Eis und Blüthen!
Wir wollen so dich fei'n:
Du sollst für alle Zeiten
Der Schönste nun hier sein.“

Sie sprach's und rief die Nixen,
Die Nixen von dem Plan:
Die wirkten still zwei Nächte,
Da war das Werk gethan.

Da weht es duftig nieder
Wie silbern Flor-Gewand,
Da sank ein feucht Gewebe
Wohl auf die rauhe Wand;

Deckt sie mit eig'ner Decke
So lieblich und so weich:
Nicht Moos, noch Eis, noch Blüthen
Käm' diesem Schleier gleich.

Und Jeder, der ihn schauet,
Wird wunderbar durchbebt:
Das ist der Nixen Zauber,
Der mit hineingewebt.

Der Liebesbrief.

Lieb' ist süß; an sauern Stunden
Ist sie aber auch nicht arm,
Machte wohl zu allen Zeiten
Manchem Kopf und Herze warm.

War ein echter Kern-Geselle,
Durch und durch westfäl'scher Stamm,
Fest und zähe wie die Eiche,
Die aus seiner Heimath kam.

Bärtig Antlitz, breiter Rücken,
Sieben Fuß an Längenmaß;
Große Abneigung vor'm Bücken,
Eine mächt'ge Adlernas'.

Solche stolze Nase aber
Man sich gern gefallen läßt,
Wenn durch sechszehn Ahnenreihen
Sie auf keinen Fehler stößt.

Dieses Glück war ihm geworden:
Reiner Stammbaum, blaues Blut.
Leichter läßt sich dann verschmerzen,
Wenn nur wenig irdisch Gut.

War doch ein zufried'ner Junge,
Still vergnügt mit Gott und Welt,
Hinter'm Humpen tücht'ger Trinker,
Tücht'ger Jäger auf dem Feld.

Nur sein Haus blieb leer und öde
Noch so manches liebe Jahr;
Ohne jede schön're Hälfte
Er sich selbst ein Ganzes war.

Doch noblesse nous oblige
Heißt zu Deutsch: „legt Pflichten auf";
Und zum Suchen, was ihm fehlte,
That er drum die Augen auf.

Ging zu Basen und zu Sippen
Weit herum im ganzen Land,
Wo er unter vielen Töchtern
Eine reiche Auswahl fand.

Blaue Augen, blonde Haare
Sind und bleiben hübsche Ding';
So geschah es binnen Kurzem,
Daß sein Herze Feuer fing.

Doch im Land der rothen Erde
Brennt solch' Feuer zahm und still,
Und ein echt westfälisch Mädchen
Weiß von Anfang, was es will.

Macht nicht lange Zier und Mucken,
Liebt nicht vieler Worte Kram:
Kurzes Wort auf kurze Frage,
Dann ist's Braut und Bräutigam.

Nicht viel haben, nicht viel wünschen,
Ist die Mitgift bald bedacht:
Bei dem Bräutchen süße Stunden,
Beim Papa viel schöne Jagd.

Und da sprecht ihr noch von Plage!
War denn Liebe süßer je?
Jede Ros' hat ihre Dornen,
Jede Liebe hat ihr Weh'!

Sieben Stunden weite Straße,
Berg hinab und Berg hinan,
Ist fürwahr wohl zu bedenken,
Wenn nicht Post noch Eisenbahn.

Hat die Liebe auch wohl Flügel,
Merkt der Gaul doch nichts davon:
Zieht den Rechten, lahmt am Linken,
Das ist dann der Liebe Lohn.

Und so ist denn eingetreten
Eines Tags der schlimme Fall,
Daß gar steif an allen Gliedern
Stand das Rößlein in dem Stall.

Alle Sehnsucht konnt' nicht helfen,
Jede Kur schlägt nicht mehr an;
Manche lange Trennungsstunde
Plagte nun den armen Mann.

Doch, da siehe! eines Abends
Trat ein Bote schwer herein,
Zog aus grauer, schmutz'ger Hülle
Einen Zettel zart und fein.

Mit gar zierlich nettem Schriftchen,
Etwas steif und nonnenhaft,
Frägt in schön gesetzten Worten,
Was denn der Herr Bräut'gam schafft.

„Ja, zum Teufel, vierzehn Tage
Liefen seitdem schon herum!"
Nein, fürwahr er kann nicht bleiben
Fürderhin noch länger stumm.

Doch der Braune lahmt noch immer.
Schreiben muß er, das ist klar.
Und er seufzt und streicht bedächtig
Durch das volle, krause Haar.

Aber dann zum Secretair
Geht er mit entschloss'nem Tritt.
Tinte, Federn? Vor'gen Monat
Er die letzte Feder schnitt.

Prüft nun lange, wählt bedächtig,
Rückt den Stuhl und rückt den Tisch;
Staubt erst Acten und Papiere
Sorglich mit dem Federwisch.

Nimmt von hinnen manch' Gekrame:
Pulverhorn und Flintenlauf,
Legt 'nen Bogen, groß gefalten,
Auf viel and're Bogen auf.

Denn er weiß wohl, was sich schicket,
Was kommt andern Leuten zu;
Schrieb noch neulich an's Gerichte
Im Processe um die Kuh.

Unter rubrum Zwei zu finden
Ist die copia im Archiv;
Gut vielleicht wär's, wenn den stylus
Er sich in's Gedächtniß rief.

Denn wenn man, dem Herrn sei Danke,
Grad kein Federfuchser ist,
Ist's natürlich, daß so Manches
Mit den Jahren sich vergißt.

Und der Brief war gut gewesen
Ja, die grundgelehrten Herrn
Hinter ihrem grünen Tische
Lasen solchen Brief nicht gern.

Doch die Feder in die Tinte
Taucht er nun entschlossen ein,
Malt da oben hoch am Bogen
Eine schöne Nummer 1:

Nummer ein, die erste Acte,
Die er diesen Mond begann.
Ja, er weiß Geschäft zu führen,
Ist ein ordentlicher Mann.

Freiherr X contra die Freiin —
Folgt der Name schön und klar,
„Hochwohllöblich" kann er schreiben,
Schrieb doch an's Gericht es gar.

Und wenn das war Hochwohllöblich,
Was so manchen Gram ihm macht,
Hat er's wohl mit größerm Rechte
Seiner Jungfer Braut gesagt.

„Hochwohllöblich wollte melden
Wegen der" — „Nein das geht nicht!"
Hätt' ja wahrlich fast vergessen,
Daß er vom Proceß nicht spricht.

Wegen der? die? das? Er sinnet:
Ist's im Zimmer denn so heiß?
Auf der hohen Stirne stehen
Helle, klare Tropfen Schweiß.

Ob die Luft wohl so beklommen?
Wie ihn Alles engt und preßt!
Ja! solch' sauer Arbeitsstücke
Sich im Rock nicht thuen läßt.

Fort mit ihm! — Um Vieles leichter
Geht gewiß dann jedes Ding.
„Wegen Ihres werthen Schreiben,
Das de dato ich empfing,

„Wollte melden, daß der Braune
Lahmte bis zu dieser Stund':
Unser bestes Wohlergehen
Thun wir Euch zu wissen kund.

„Ist der Fuchs wohl aufgefunden,
Der so schlau im Berg versteckt?
Bitt', den Herren Schwieger-Eltern
Zu vermelden mein Respect.

„Wenn's nur eben wieder wettert,
Bin ich sicher bald am Platz.
Euer Hoch- und Wohlgeboren
Wohl affectionirter Schatz."

Punctum, fertig. Wie er athmet, —
Sieht sein Werk gefällig an.
Mit viel schönen, kräft'gen Schnörkeln
Ziert er die Adresse dann.

Und daß gar nichts er verfehle,
Drückt er's große Siegel auf;
„Herrschaftliche Liebessachen"
Schreibt er pünktlich oben drauf.

Fort damit! Es keucht der Bote;
Lange schaut der Herr ihm nach.
Ja, für Beide ist's gewesen
Ein recht saurer Werkeltag.

Doch da legt sich auf die Züge
Wieder heller Sonnenschein,
Und mit still vergnügtem Lächeln
Fährt er in den Rock hinein.

Reibt zufrieden sich die Hände,
Streicht die dichte schwarze Brau';
Weiß ein ganz probates Mittel:
Wird das Bräutchen seine Frau,

Dann hat jede Noth ein Ende,
Liebes-Pein und Liebes-Brief!
Nach dem wohlerwog'nen Plane
Süß und sanft der Freiherr schlief.

Doch am andern Morgen frühe,
Ehe noch der Tag gegraut,
War er auch schon auf dem Wege
Zu der liebsten Jungfer Braut. —

Und allda mit Mund und Auge
Hat so gründlich er plaidirt,
Daß er schon nach wenig Tagen
Sie als Weibchen heimgeführt.

Doch der Brief? Er ist geblieben
Stets der Einz'ge seiner Art;
Denn man hat im fernern Leben
Jede Trennung sich gespart:

Späte Enkel einst ihn fanden,
Wohl zu großer Heiterkeit,
Haben lachend ihn gelesen:
And're Leute, and're Zeit! —

Briefe, ja viel schöne Briefe
Wohl von ihnen jeder schrieb;
Wär' die Frage, ob sie gingen
Sieben Stund' der Braut zu lieb.



Lacordaire und Lamennais.

Zwei Feuergeister voller Kraft,
Voll reiner Gluth, dem Herrn geweiht:
So stehen sie, noch nicht erschlafft,
In kalter, glaubensarmer Zeit.

Wo in der Meinung wirrem Schwall
Nur Freiheit galt als höchst Gebot,
Wo nach des Thrones jähem Fall
Kreuz und Altar erschien bedroht:

Da richten sie ihr Banner auf
Mit kühnem, thatendurst'gem Sinn.
Das Wort der Freiheit steht darauf:
Auf große Zukunft deutet's hin.

Die Freiheit, wie ein schöner Traum
Sie ihnen lockend ausgemalt,
Wenn in der Kirche heil'gem Raum
Sie von dem Glauben hell umstrahlt:

So quillt's im Herzen ihnen reich,
Dem Geyser gleich im hohen Nord,
Ein warmer Strahl im Eisesreich,
In kalter Zeit ein glühend Wort.

Und schon ist zündend wie der Blitz
Im weiten Kreis ihr Ruf erschallt,
Da tönt von Petri's heil'gem Sitz
Für sie ein ernstes, mächt'ges „Halt!"

Ein Halt! Zu frei und schrankenlos
Ist Eures Geistes kühner Traum,
Und in der Kirche heil'gem Schooß,
Da kann er nimmer finden Raum.

Wie da im Herzen wild es gährt,
Daß so ihr hohes Ziel verkannt,
Daß, was als heilig sie verehrt,
Nun stößt zurück des Vaters Hand.

Verdunkelt ward wohl hinterbracht,
Wohin ihr mächtig Streben weis't;
Sie eilen, daß der Rede Macht
Den schnöden Irrthum schnell zerreißt.

Gar kühn und blendend klingt ihr Wort,
Und lockend, was ihr Geist erbaut;
Reißt es auch Viele mit sich fort,
Der Kirche Auge hat's durchschaut.

Es sieht die Paradieses-Frucht
Durch all' den glänzend bunten Schein,
Die immer täuschend uns versucht.
Und wiederum ertönt ihr „Nein!"

Wie da ihr stolzer Geist sich bäumt,
Der seines Sieges so gewiß!
So hat die Welle wohl geschäumt,
Wenn hart sie an den Felsen stieß.

Es läßt das Banner, das er preis't,
Der Kämpe eh'r in Feindeshand,
Als man dem Denker das entreißt,
Was einmal er als wahr erkannt.

Und trotzig sich der Eine hebt
Und läßt sein Banner mächtig weh'n:
Das, was er rastlos angestrebt,
Es kann und darf nicht untergeh'n.

Er zittert nicht vor Roma's Fluch,
Wenn ihm sein Geist das Ziel gezeigt.
Laut jauchzt die Welt dem kühnen Spruch,
Dem Kämpen, der sich stolz nicht beugt.

Doch, was zum Kampf den Einen weckt,
Beugt wunderbar des And'ren Sinn,
Und vor dem Throne Petri streckt
Die Geisteswaffen still er hin.

Das Wort, so schneidig wie der Stahl,
Das Rüstzeug aus des Wissens Schatz.
Er legt es ab in rascher Wahl
Und scheidet von dem Kampfesplatz.

Als gläub'ger, demuthsvoller Sohn
Geht er, wohin die Pflicht ihn weis't;
Von seinem angemaßten Thron
Zwingt er den stolzen, hohen Geist.

Und seht, die Welt nur wenig frägt
Nach ihm, der sich so feig verlor,
Indeß mit rüst'gen Armen trägt
Den Andern sie nun hoch empor.

Sein Wort ertönt in weitem Kreis,
Wo er die neue Zukunft schafft;
Sein Name wird des Tages Preis,
An's Steuer ruft man seine Kraft.

Der Glaube wies zurück den Bund,
Nur „Freiheit" das Panier nun bleibt.
Tief wühlt der Sturm im Herzensgrund,
Daß hoch die Fluth zum Felsen treibt.

Doch weh' der Welle, wenn sie nicht
Erkennt die Schranke, die sie hält;
Sie überfluthet sie — und liegt
Auf nacktem Sande dann zerschellt.

* * *

Ein bleicher Mann mit düst'rem Aug',
Worin ein zehrend Feuer glüht,
Starrt vor sich hin: — der Sturmeshauch
Hat ihm verdunkelt sein Gemüth.

Wo ist die Zukunft, die er kühn
Mit mächt'gem Wort heraufbeschwor?
Wo ist die Schaar, die jauchzend ihn
Zu ihrem Führer auserkor?

Der Traum zerrann im Strudel wild,
Chimäre nennen sie ihn jetzt.
Die Schaar zerstob; — ein and'res Bild
Hat längst das seinige ersetzt.

Was blieb ihm? Nichts! Was hofft er? Nichts!
Der Strom hat alles weggespült:
In Zeit und Ewigkeiten nichts,
Was seine glüh'nde Sehnsucht kühlt.

Wie eine Oede grauenhaft,
Dehnt sich vor ihm der Geister Land:
Wo blieb der stolzen Seele Kraft?
Zerschellt, zerschellt auf nacktem Sand.

* * *

Doch aus der Zeiten flücht'gem Lauf
Taucht langsam, wie ein milder Stern,
Allmälig nun ein Name auf,
Ein Name schlicht, im Dienst des Herrn.

Er fährt nicht leuchtend durch die Welt,
Erst wird bloß segnend er genannt,
Wo er, der Liebe starker Held,
Auf graus'ger Leidensstätte stand.

Und leise preis't ihn dann die Schaar,
Der er den Weg zum Himmel weis't,
Wo er den Armen Führer war,
Ein Armer selber ja im Geist.

Doch nun, dem Glockenschalle gleich,
Der stärker sich stets weiter schwingt,
Sein Ruf ein großes, weites Reich
Mit heilig reinem Klang durchdringt.

Und wo nur ragt ein hoher Dom,
Erschallt sein Buß- und Glaubenswort,
Im festen Damm ein mächt'ger Strom,
Der Tausend führt zum sichern Port.

Der neu belebend nun durchrauscht
Die dürre, glaubenskalte Zeit:
Und eine Welt bewundernd lauscht
Dem schlichten Mönch im Büßerkleid.

Sieht er mit rein verklärtem Sinn
Jetzt nur des Himmels hehren Glanz, —
Die Welt legt ihm zu Füßen hin
Auch ihren ird'schen Ruhmeskranz.

Und durch Jahrhunderte noch fort
Erklingt sein Ruf wie Harfentön':
Wer sich erniedrigt, sagt das Wort,
Nur den wird meine Macht erhöh'n.

Rom und Paris 1867.

(Zur Zeit der Weltausstellung.)

Zieht hin in Schaaren, ziehet hin und schaut
Die Wunder, die der Weltkreis zeigt,
Wo seinen Ruhmestempel er erbaut
Und vor dem eig'nen Geist sich neigt.
Nie ward ihm eine Huld'gung dieser gleich,
Noch nie ward ihm ein Fest so üppig, reich.

Wie Feuer es durch alle Adern kreis't,
Das Hochgefühl der Menschenmacht,
In allen Fibern zuckt es, wenn sie gleißt
Vor euch in nie geseh'ner Pracht,
Wo sausend, brausend, vielverkörpert steht
Der Genius, der jetzt die Welt durchweht.

Von Pol zu Pol sein Ruf einladend klingt: —
Es naht der Menschen Wogenschwall.
Bis zu der Erde fernsten Grenzen dringt
Des Zauberspruches Widerhall.
Laut jauchzen sie: Das ist das Band, was eint,
Das ist die Sonne, die für Alle scheint.

Da tönt dem Erdkreis wiederum ein Wort,
Und schallt hinaus nach Ost und West,
Es ladet ein vom Süden und vom Nord,
Doch nicht zu üpp'gem Völkerfest.
Es ist ein Greis, der seine Kinder ruft,
Zu sammeln sich an altersgrauer Gruft.

Ein Grab! vor achtzehnhundert Jahren nahm
Es auf des armen Fischers Sohn,
Der aus dem fernen Galiläa kam.
Ihn fürchtet Nero auf dem stolzen Thron!
Und doch, kein Marius, kein Brutus wollt' er sein:
Das Kreuz in seiner Hand frommt ihm allein.

Und schau'! indessen Rom's Tyrann schon bebt,
Hat ihn die Welt noch überseh'n;
Sie ringt und schafft, sie wirkt und strebt,
Und hat nicht Zeit, ihn zu versteh'n.
Ein alter Mann, der zu der Richtstatt schlich,
Du vielgeschäftig Volk, was kümmert's dich?

Ein blut'ger Leib ist ja so bald verscharrt,
Ein trauernd Häuflein leicht zerstreut:
Das Korn war's, das zum mächt'gen Baume ward,
Die Schaar war's, die die Welt erneut.
Sanct Peter war der Fels, den Gott gelegt,
Der jetzt auf ewig seine Kirche trägt.

Du stolze Stadt! dein prunkend Reich versank,
An Uebersättigung erschlafft;
Am Grab des fremden Pilgers aber trank
Dein Geist nun eine neue Kraft.
Du steigst empor in einem reinern Glanz
Und deine Stirne schmückt ein schön'rer Kranz.

Denn ward zuerst auch noch wohl Stein auf Stein
Mit Blut gefügt; — ward Jedem auch,
Der des Apostels Scepter nannte sein,
Ein Kreuz er bis zum letzten Hauch:
Sie heben kühn ihn auf, von Stürmen unberührt,
Als muth'ge Kämpen, die von Gottes Geist geführt.

Und nach Jahrhunderten kniet heut' am Grab
Ein Greis, der Kirche hehres Licht:
Die Engel neigen unsichtbar herab,
Zu schauen dieses Angesicht:
Denn keins aus der Apostelfürsten Schaar
War wohl wie dies, so mild, so rein und klar.

Und in die Welt hinaus sein Ruf erschallt:
„Kommt her zu diesem Grab und lauscht
Der Wundermär, die ewig wiederhallt,
Auf die Jahrhunderte gelauscht.
Wovon ihr träumt, wonach ihr sehnend ruft:
Es ruht, ein rein Juwel, an dieser Gruft.

„Die Freiheit, für die mächtig ihr euch regt,
Zu erstem Leben hier erstand;
Die Gleichheit, wie sie dauernd Früchte trägt,
An dieser Gruft zuerst sich fand.
Die Sklavenkette sank vom müden Leib,
Und ebenbürtig sah zum Mann das Weib.

„Hier ruht, den Gott zu Allen gehen hieß,
Der einen Weg für Alle weis't;
Dies Grab birgt Jenen, welchen reden ließ
In allen Zungen einst der Geist:
Ein Glaub', ein Hoffen und ein Lieben hält
Von hier aus fest und stark umspannt die Welt.

„Was stürmt ihr denn, von wildem Haß bewegt,
Und habt die Hände frevelnd ausgestreckt
Nach diesem Purpur, der auf's Kreuz gelegt,
Nicht morsches Holz, der einen Fels bedeckt?
O das, wofür die Welt ihr setzt in Brand,
Die Kirche bot es stets mit milder Hand.

Hört ihr auch, die ihr ewig ringt und strebt,
Der ems'gen Sorge stets zum Raub!
Die ihr, so tief in's Irdische verwebt,
Daß euer Aug' getrübt von Staub!
Was häuft die Erdenwunder stolz ihr an?
Das hat ja Babel schon vor euch gethan!

„Doch Staub gebiert nur Staub, wie er auch gleißt
In tausend Farben wunderbar.
O, kommt zum Tempel, der nur Eines weis't,
Das Eine, was uns nöthig war!
Wohl ist der Menschengeist ein schimmernd Licht,
Allein des Himmels Sonne ist er nicht."

Und sieh'! verhallt ist nicht umsonst sein Wort:
Es dringt bis in das fernste Land.
Die Schiffe nahen aus dem fremden Port,
Die Pilger durch der Wüste Sand.
Sieh'! aller Zungen Laut und Völker Wort
Zu einem Klang sich eint am heil'gen Ort.

Viel mächt'ge Streiter sind's: mit Herz und Mund
Sie legen glanzvoll Zeugniß ab;
Und nimmer stand so stark und groß der Bund
Um dich, du hehr' Apostelgrab!
Es staunt, der todt dich hielt, der grimme Haß;
Es staunt die Welt, die dich als morsch vergaß.

Und dort der Menschen buntes Zauberhaus,
Schon sinkt es hin, ein goldner Traum:
Und wenn des Festes Kerzen löschen aus,
Bleibt von dem bunten Spiel nur öder Raum.
Doch in ein neu Jahrhundert trittst du ein,
Du Kirche, ewig, einig, heilig, allgemein.



Allerheiligen 1867.

(Bei dem ersten Angriff auf Rom.)

Allerheil'gen! Tag der Freude, Gottes schönster Himmelsglanz!
Allerheil'gen! du der Menschen strahlend heller Ehrenkranz!
Doch auf Erden ist es wüste: unheilschwang're Lüfte weh'n,
Und mit angstbeklomm'nen Herzen wir hinauf zum Himmel seh'n.

Kirche! glorievoll erhaben, die des Herren Ruhm erhöht,
Die, vereint mit Engelschören, an dem Throne Gottes steht —
Wehe, deine Schwester-Kirche ist bedeckt mit Schmach und Hohn,
Ihres Falles, Ihrer Schande triumphir'n die Feinde schon.

Heil'ge Schaaren! die dort oben ihr das Hosianna singt,
Und in reinen Opferschaalen das Gebet zum Herren bringt:
Unser Hosianna schweiget; ringsum brütet's dumpf und gährt,
Und die Hände, sonst gefaltet, greifen suchend nach dem Schwert. —

Heil'ge Mutter, Kön'gin Aller, die des Himmels Glanz uns zeigt,
Halt' dein Antlitz voll der Gnaden süß und mild uns zugeneigt.
Sieh', es brechen stürm'sche Tage über deine Kinder ein,
Helferin der Christen! wolle uns're starke Hülfe sein!

Heil'ger Gabriel! du Bote, der uns Gottes Gruß gebracht,
Der du Frieden hast verkündet in des Herren heil'ger Nacht:
Senke deine Palmen nieder auf die Welt, so wild durchwühlt,
Daß der böse Wahn zerrinne, daß der grimme Haß sich kühlt.

Heil'ger Raphael! du Führer, Lenker du mit
sich'rer Hand,
Der die Augen du geöffnet, die in Dunkelheit gebannt:
Lenke sie, denn sie verkennen ja den Weg zum eignen
Wohl,
Und von blinder Wuth geschlagen kämpfen sie für ein
Idol.

Heil'ger Michael! du Sieger über Aufruhr und
Verrath,
Sammle unter deine Fahne, rufe auf zu muth'ger That;
Denn der Tücke dunk'len Schleier kühn zerriß die Lei-
denschaft,
Und es tobt der Sturm entfesselt nun mit unbezähmter
Kraft.

Alle heil'gen Engel! schaaret euch um Gottes
heil'ge Braut,
Schützet ihn auch, dem auf Erden sie zur Obhut an-
vertraut.
Seht, die Schwerter sich schon kreuzen, dorten leuchtet's
blutig roth:
Herr, die Pforten deiner Veste hat die wüste Schaar
bedroht.

Heil'ge Streiter! die ihr strahlet jetzt im ew'gen Siegesschein,
O, wollt heute eurem Volke eure mächt'ge Hülfe leih'n.
Denn der Feinde Arm ist mächtig, und dein Häuflein, Herr, ist schwach;
Ohne Hülfe steht verlassen es an diesem grausen Tag.

Martyrer! aus deren Blute einstens Gottes Kirche sproß,
Segnet, segnet jeden Tropfen, der für ihre Ehre floß.
Hüben, drüben sinkt es nieder! Kampfeslust und Siegesschrei!
Weh' den Müttern! ach, sie tragen dort die Todten schon vorbei.

Heilige Propheten! saget diesem Volke, blind bethört,
Jenes Schreckenswort, das einstens schon Jerusalem gehört,
Laßt den Warnerruf erschallen mächtig über Meer und Land:
„Weh' dir, Stadt, die du gesteinigt die der Herr dir hat gesandt."

Heil'ger Petrus! der du einstens hier den Grundstein hast gelegt,
Ihn mit deinem Blut besiegelt, daß er Gottes Kirche trägt;
Sieh' die Hände alle gierig nach dem Erbe dein gestreckt,
Sieh', wie lüstern nach der Krone sich der Arm der Feinde reckt.

Heil'ger Paulus! Gotteskämpe, den zur Richtstatt trieb der Haß,
Weil das heil'ge Werk zu stürzen sich die stolze Welt vermaß;
O! sie hat in ihrem Ringen wiederum daran geglaubt,
Und sie wähnt es zu vernichten, wenn getroffen wird das Haupt.

Aber ihr, ihr heil'gen Fürsten! die einst zierten diesen Thron,
Werft euch flehend nun zu Füßen vor des ew'gen Vaters Sohn;
Daß den Hirten er uns schütze, dem er lieh den Hirtenstab,
Daß den Vater er uns rette, den er seinen Kindern gab.

Sanct Laurentius! gestorben um der Kirche heilig Gut,
Sieh', ein treuer Diener, wahret er es ja mit starkem Muth.
Sorge um das Jrd'sche beugte wahrlich nimmermehr sein Haupt, -
Nur des and'ren Feindes denkt er, der die Heerde ihm beraubt.

Ihr Apostel! die ihr kämpfend Gottes Samen ausgestreut,
Seht, zu euch hebt er die Hände; denn der Kampf hat sich erneut.
Eurer würdig, selbst im Streite noch sein Priesterwort erschallt,
Da er sieht sich wieder heben finst'ren Heidenthums Gestalt.

Ihr Bekenner! die ihr muthig Christi Namen habt bezeugt,
Deren frommer, starker Glaube keinen Qualen sich gebeugt:
Hört, sie höhnen diesen Namen nun mit lästervollem Spott,
Und im trotz'gen Uebermuthe streichen sie den Namen Gott.

Heil'ge Väter! deren Leben war der Wahrheit Licht geweiht:
Flehet, daß die alte Schlange nicht verführe uns're Zeit;
Denn ihr Gift dringt heimlich brennend in der Menschen Seelen ein,
Und sie wollen, Herr, schon alle ihre eig'nen Götter sein.

Heil'ge Lehrer! deren Weisheit war durch Gottes Geist geklärt:
Habt die Lehrer ird'schen Wissens mit dem rechten Geist bewehrt,
Daß die jungen durst'gen Seelen nicht am falschen Quell getränkt,
Daß sich in die jungen Herzen nicht des Unkrauts Samen senkt.

Heil'ge Mönche! die ihr wähltet der Entsagung rauhen Pfad,
Die das Fleisch ihr habt gekreuzigt nach des Herren ernstem Rath:
Flehet, daß der Rausch der Sinne, nach dem laut ihr Mund begehrt,
Nicht das Volk des Herrn ergreifet, nicht das Volk des Herrn entehrt!

Heil'ge Männer, heil'ge Frauen aus des Lebens Werkeltag!
Deren Mitwelt nicht erkannte, welche Glorie auf euch lag:
Bittet, daß die fleiß'gen Hände uns'rer Männer Gott geweiht,
Betet, daß der Frauen Herzen demuthvoll und dienstbereit.

Mütter ihr an Gottes Throne! die ihr Heilige gebart,
Reine Jungfrau'n, deren Liebe nur dem Himmel aufbewahrt:
Flehet, daß die Mütter starke, gotterfüllte Mütter sei'n,
Daß der Erde höchste Zierde ihre Jungfrau'n lilienrein.

Herr, erhör' uns! zu dir steige deiner sünd'gen Kinder Fleh'n!
Wann, o wann wird deine Kirche ihren Feiertag hier seh'n?
Doch aus jenen lichten Höhen schon ein Hoffnungsstrahl sich zeigt,
Und die glorievolle Kirche selbst den Himmelstrost uns reicht:
Ging auch sie aus gleichen Stürmen, gleichem schweren Kampf hervor,
Wird die Kirche, die jetzt streitet, jauchzen bald mit ihr im Chor!

Pfingsten 1870.

O Herr, send' deinen Geist hernieder,
Die Jünger harren im Verein.
Ein neues Pfingstfest laß es wieder
Für deine heil'ge Kirche sein.

Du hast mit siebenfacher Spende
Die Hirten deines Volks geweiht.
Als der Apostel würd'ge Söhne
Steh'n sie zum Zeugniß dir bereit.

Und ihrem Wirken, Herr! sei immer
Der Weisheit Stempel aufgeprägt,
Der Weisheit, die mit richt'ger Wage
Des Denkens Früchte prüft und wägt.

Die Gabe des Verstandes senke
Hernieder wie ein helles Licht,
Daß sie mit scharfem Aug' erkennen,
Wo Hülfe deinem Volk gebricht.

Auf ihre Lippen wolle legen
Den Rath, der deinem Geist entspringt,
Den Muth auch, Herr! der überwindend
Mit seinen Widersachern ringt.

Die Furcht vor deines Namens Größe
Erfülle sie mit heil'gem Grau'n,
Daß unbeirrt vom ird'schen Staube
Sie nur die höchsten Ziele schau'n!

Der Jünger reine Andachtsgluthen
Laß lodernd in den Herzen glüh'n;
Und laß vor allem ob den Häuptern
Des Friedens sanfte Taube zieh'n,

Daß wir, die wir vertrauend harren,
Dein heilig Wirken dort erseh'n!
Sieh' heut' wie damals an den Pforten
Der Völker bunt Gemische steh'n:

Ungläubig, zweifelnd, staunend, fragend,
Voll Mißtrau'n halb, und halb voll Spott,
Daß bangend selbst die Besten zagen:
Jetzt sende deinen Geist, o Gott!

Daß, wenn auch diese Jünger wieder
Vor allen Völkern redend steh'n,
Das Pfingsteswunder sich erneue,
Daß Aller Herzen sie versteh'n!





1871.

O Herr, in deine heil'ge Harfe
Griff es mit des Orcanes Macht:
Da sind im wilden Widerstreite
Die Töne all' darin erwacht.

In gellen, wirren Klängen schlugen
Sie an der Völker lauschend Ohr:
Weh'! weh'! die Harmonie zerrissen,
Die sie verband so süß zuvor.

Und höhnend riefen schon die Einen:
„Glückauf, das alte Lied verklang!"
Und zagend beteten die Andern:
„Herr, hilf! die beste Saite sprang!"

Doch lauscht nur, wie des Streits Gewoge
Der Uebergang zur Klarheit war,
Wie die Accorde schon sich fügen
Zu einem Ganzen wunderbar.

Wie aus den Seelen großer Meister
Der Töne Schwall wild fluthend bricht,
Und alle ihnen dienen müssen,
Bis rein die Melodie gesiegt:

So brauchst auch du, du höchster Meister,
Der Klänge vielgestimmter Chor;
Dein der Gedanke, der sie leitet:
Klingts auch verworren noch dem Ohr.

Doch, wenn in stürm'schen Uebergängen
Der Ton sich rein geläutert hat,
Durchbrauset deine Kirche wieder
Ein einig stark Magnificat.



Zur Secundizfeier S. H. des Papstes Pius IX.

den 11. April 1869.

Zu Santa Anna rufet Festgeläute:
Es tritt in Roma's kleinste Kirche ein
Ein Jüngling, der zum ersten Male heute
Am Altar will dem Herrn das Opfer weih'n.

Der Myrthe jungfräuliche Zweige schmücken
Das Haupt, von sieben heil'gen Weih'n berührt.
Sein Auge strahlt im seligsten Entzücken,
Daß Gott zum Ziel ihn wunderbar geführt.

Aus schweren Siechthums Kreuz hervorgegangen,
Weiht er voll Dank die neue Kraft ihm gern;
Es wohnt im Herzen nur noch ein Verlangen,
Zu wirken in dem Weinberg seines Herrn.

Und um die hohe, edle Stirne webet
Begeist'rung ihren schönsten Strahlenschein;
Doch um der Lippen milden Ausdruck schwebet
Es wie ein Kindeslächeln mild und rein.

Doch wie die Hände andachtsvoll sich falten,
Senkt sich der Blick, der eben hehr entflammt:
„O Herr! wie werd' ich würdig sein, zu walten
Dein hohes, heil'ges Priesteramt?"

Und bei des Hauptes demuthsvollem Neigen
Nicht ahnt er, ganz in seinem Gott entzückt,
Wie sich die Engel schon die Krone zeigen,
Die ihn dereinst als höchsten Priester schmückt.

Von Roma's hehrem Dom ruft Festgeläute,
Ein Festzug zieht voll Glanz und Pracht dort ein:
Nach fünfzig Jahren will der Jüngling heute
Als Greis den Ehrentag noch einmal weih'n.

Auf seinem Scheitel ruht die heil'ge Krone,
Sanct Peter's Schlüssel hält jetzt seine Hand.
Millionen haben ja in diesem Throne
Den unerschütterlichen Fels erkannt.

Die ganze Kirche jubelnd preis't die Stunde,
Die ihn in ihren Weinberg eingeführt:
Sein Lob klingt selbst aus seiner Feinde Munde,
Die seines Lebens reine Hoheit rührt.

Doch wie sie bringen all' aus Nord und Süden
Den Ehrenkranz der Huldigungen dar:
Heut' fühlt er nur die Ehr', die ihm beschieden
Als schlichtem Priester an des Herrn Altar.

Nichts nahmen fünfzig arbeitsvolle Jahre
Von der Begeist'rung lichtem Glorienschein;
Und trotz in Sturm und Drang gebleichter Haare
Wohnt auf den Lippen noch das Lächeln rein.

Hat er durch seines Glaubens Gluth auch wieder
Zu heil'gem Eifer eine Welt entflammt,
Wie einst als Jüngling senkt den Blick er nieder:
„Wie bin ich würdig, Herr, zu deinem Amt?"

Und bei des Hauptes demuthsvollem Neigen
Nicht ahnt er, ganz in seinem Gott entzückt,
Wie sich die Engel schon die Krone zeigen,
Die ihn dereinst im Chor der Heil'gen schmückt.

Nachruf

an

Hermann von Mallinckrodt.

O, das ist hart! wenn der Vernichtung Hand
Greift nach dem mark'gen, lebensvollen Stamme.
O, das ist hart! wenn jäh des Todes Hauch
Verlöschet eines edlen Geistes Flamme.

O, das ist hart! wenn in der Kampfesstund'
Der tapfern Führer einer wird entrissen,
Wenn aus der kleinen muth'gen Streiterschaar
Wir grad' der Besten Einen müssen missen.

So mark'ge Kraft war's, die zu Grab man trug,
Erloschen ist so edel glühend Feuer:
Ein Kämpe stark, der hoch die Fahne trug
Für das, was ihm als Recht und Wahrheit theuer.

Wie seines Auges Strahl, so grad' und fest,
War auch sein Wort und seines Herzens Meinen,
Der echte alte starke Sachsentrutz,
Der auch die Treue findet im Verneinen.

Ein treuer Ekkehard, der seines Volkes Heil
Würd' gegen eine ganze Welt verfechten,
Und wo das Heil lag? Eine künft'ge Zeit
Wird einst darum mit seinen Gegnern rechten.

Doch er ging hin in heißem Kampfesdrang,
Nicht Lorbeer und nicht Palme sollt' er sehen!
Wir beugen uns, denn Gott der Herr nur weiß,
Warum er dies ließ grade jetzt geschehen.

Doch Palm' und Lorbeer legt auf seine Gruft,
Des Mannes und des Christen Ehrenkrone,
Die beide er erwarb, und betet still,
Daß ew'ger Friede ihm dort oben lohne.

Wir aber trauern tief — ein edler Mann,
Ein hoher Geist ging seinem Volk verloren!
Doch du, mein Heimathland, sei stolz darauf,
Daß du ihn hast als deinen Sohn geboren.



Ziehe hin, christliche Seele!

„Ja, ziehe hin!“

Letzte Worte Sr. Heiligkeit des Papstes Pius IX.

am 7. Februar 1878.

Ja, zieh' von hinnen, heil'ge Seele du!
Geh' nun zur Ruh' nach langem Tagewerke,
Das schwer auf deinen Schultern hat geruht.

Leg' nieder ihn, den du so treu geführt,
Den Hirtenstab, und jener heil'gen Schlüssel
Erhaben Amt, das dir so lang vertraut.

Und von dem edlen Haupt löst ihm den Reif,
Den dreifach goldnen, der so schwer es drückte,
Den ihm die Welt zum Dornenkranze schuf.

Ja, zieh' von dannen! Doch es seufzt dies Wort
Der Unmuth nicht, und nicht die zage Schwäche
Ob eines Lebens harter Arbeitslast.

Nein, heil'ge Sehnsucht spricht es; denn es zieht
Ihn hin zu Dem, dem einzig er geweiht
Sein Leben seit der Kindheit Morgen schon.

Nein, Himmelshoffnung spricht's. Am Abend nun
Nach langem Tage möcht' er ruh'n am Herzen
Des hohen Meisters, wie Johannes einst.

Ja, wie Johannes einst! Und dünkte nicht
Er uns ein Bild oft jenes hohen Jüngers,
Mit dessen Namen man ihn erst genannt?

War seine Seele nicht auch solch ein Strahl,
So licht und rein, und dennoch voller Gluthen,
Wie sie der heil'gen Liebe Flamme birgt? —

Der Liebe, die noch stärker ist als Kraft,
Die standhaft stets, ja nie verleugnen konnte,
Und die dem Heiland folgt von Kreuz zu Kreuz —

Der Liebe, die gleich Lenzes Sonnenschein
Sich auf die Welt senkt, und zu neuem Leben
Das Herz erweckt, daß froh es aufwärts strebt!

Wann stand der Glaubensstamm so reich an Kraft,
So hoffnungsgrün? Wann sproßten je aus Dornen
So viel der Liebesrosen fröhlich auf?

Denn Lieb' ist froh, und Fest an Fest
Reiht' in der Kirche sich, trotz all' der Stürme,
Zu feiern dich, daß dich der Herr uns ließ.

Denn, wie Johannes einst, so ward auch dir
Der Jahre Fülle; und des Amtes Bürde
Trug Keiner noch so lang nach Petri Zeit.

Und auch, wie von Johannes, ging das Wort
Da unter uns, als könntest du nicht sterben,
Bis du des Sieges Jubeltag geseh'n.

Doch weh', in unser Glück erschallt das Wort,
Dein letztes Fleh'n: Laß ziehen mich von hinnen!
Und eh' wir's ahnten, warst du uns entfloh'n.

Laß ziehen mich! Und wie der Haß getobt —
Nicht floß dein edles Blut. Gleichwie Johannes
Gingst hin du sanft mit letztem Liebeswort.

Und ärmer schien die Welt den Kindern dein
Um ihren schönsten Strahl! Und schwärzer schienen
Uns alle Wolken, aller Stürme Nacht.

Ein Trost allein: daß jetzt du dorten weilst,
Wo jeder Liebesstrahl in ew'ger Liebe
Noch reiner wird, noch höher sich verklärt.

Du ruhest jetzt nach langer Tageslast
An deines Meisters Herzen — o, so lasse
Die Liebe walten zu der Deinen Heil.

O, bitt' für sie, daß jene Glaubensgluth,
Die du erweckt, auch ferner uns noch bleibe,
Wie deiner Liebe starker Duldersinn.

O, bitt' für uns, daß nicht der Sturm zu wild,
Daß nicht zu viel der Garben er entreiße,
Daß er die Heerde sammle, nicht zerstreu'!

Ja, fleh' für uns zum Herrn, daß für den Strahl,
Den sonn'gen, der du warst in seiner Kirche,
Er sende uns ein neues Himmelslicht!



Vaterländisches.

Ernstes und Heiteres.





Zum 17. März 1863.

Wohl ist es heut' ein froh Erinnern
An einen ernsten, heil'gen Tag,
Wo unser König hohe Worte
Zu seinem ganzen Volke sprach;
Wo er es rief in ernster Stunde
Zu Sturm und Kampf, zu Schwert und Tod, —
Und wo sie Alle, Alle kamen,
Wie sie das Königswort entbot.
Denn jedes Wort war wie ein Funke,
Der zündend in die Herzen sank;
Denn jedes Wort war wie ein Tropfen,
Aus dem man Muth und Hoffnung trank.
Ein jedes Wort goß Licht und Leben
In trüber Zeiten finst're Nacht,
Und hat aus all' den Tiefgedrückten
Ein rächend Helden-Volk gemacht.
Ja, feiert, feiert diese Zeiten,
Des Vaterlandes heil'ge Gluth,
Und weiht den rothen Saft der Rebe
Dem damals gern vergoss'nen Blut!

Weiht all' den grauen Ehrenkämpen
Den Becher, der da schäumend fließt!
Denn sie, sie haben euch erstritten,
Was ihr in Frieden jetzt genießt.
Gedenkt des Fürsten, der so muthig
Die hohen Worte zu euch sprach,
Und der zuerst mit festem Griffe
Des Vaterlandes Fessel brach.
Gebt auch ein wehmuthvoll Gedenken
Der edlen, vielgeliebten Frau,
Die viel gelitten, lang gehoffet,
Daß sie den neuen Tag erschau':
Sie hat den Sieg nicht mehr gesehen,
Und eine Thrän' im Auge brennt
Noch jetzt, wie damals, wenn man huld'gend
Die Königin Louise nennt.
Doch habt ihr den vergang'nen Tagen
Erinn'rungsopfer so geweiht,
Dann schauet weiter in die Ferne,
Dann schauet hin auf uns're Zeit!
Daß ihr, die Söhne jener Väter,
Das Werk auch stützt, das sie gebaut,
Damit dereinst ihr euern Kindern
Ein gleiches Ganzes anvertraut.
Wohl fünfzig Jahre sind verflossen
Seit jenen Tagen blutgetränkt,
Und auf die kriegszerstampften Fluren
Hat Glück und Wohlstand sich gesenkt.
Vernarbt sind längst die schlimmen Wunden;

Des Friedens Segen hat's gebracht.
Das Werk, der Vater hat's begonnen,
Die Söhne haben's treu vollbracht;
Und unter ihrem milden Scepter
Saht ihr das Land so frisch erblüh'n.
So schaut auch heut' voll Dank und Liebe
Auf euren edlen Herrscher hin!
Auch er hat redlich festes Wollen
Und treue Lieb' dem Land geweiht;
In ihm auch wohnt noch das Gedenken
An jene blutig ernste Zeit,
Wo, fast noch Knabe, um zu enden
Des theuren Vaterlandes Schmach,
Er, gleich den Söhnen seines Landes,
Sich seine ersten Lorbeern brach.
Sein ganzes Sein hat sich so innig
Mit seines Volkes Glück verwebt:
Als Jüngling hat er drum gestritten,
Als Mann hat er dafür gelebt.
Drum, wenn das Mißtrau'n seinen Samen
Jetzt tückisch in die Herzen legt,
Wenn Haß und Zwietracht vielgeschäftig
Den schlimmen Funken weiter trägt:
Dann reißt sie aus, die böse Wurzel,
Die, ach! zu bald nur Boden faßt;
Dann löscht den Brand, der, glimmend heute,
Schon morgen Haus und Heerd erfaßt.
Ach, bei des Rechts vielseit'ger Deutung
Hat schon so mancher Staat gewankt,

Und bitter ist es, zu bekennen,
Daß jetzt daran auch wir erkrankt.
Doch redlich Wollen hat noch immer
Zerstört der Feindschaft böses Gift:
So hütet euch, damit nach Jahren
Euch nicht der herbe Vorwurf trifft,
Daß aus des Glückes heit'rer Sonne
Ihr wecktet Stürme und Gefahr,
Daß ihr das heil'ge Band zerrisset,
Das zwischen Volk und König war.
Jetzt bei dem letzten dieser Becher,
Da schwöret Treue Hand in Hand:
Mit Gott! wie damals so auch heute,
Für König und für Vaterland!!



Nach dem Sieg bei Düppel.

„Nun greift zum Schwert, und laßt die Leyern,
Denn uns're Enkel wollen auch was feiern."

Arndt.

Das war im vor'gen Jahre,
Da haben wir geweiht
Ein selig froh Erinnern
Der stolzen alten Zeit,

Wo unsere Helden-Väter
Zerbrachen kühn das Joch:
Doch heute jubelt lauter,
Denn Helden gibt es noch.

Es ist zu neuem Fluge
Erwacht der Preußen Aar,
Nicht minder ruhmesfreudig
Als wie vor fünfzig Jahr.

Dort, wo bei Düppels Schanzen
Der Boden blutig roth;
Dort, wo am Wenningbunde
So reich gemäht der Tod:

Da ward ein Kampf geschlagen,
Wie man ihn damals schlug,
Das letzte Joch bezwungen,
Das noch der Deutsche trug.

Da ward ein Sieg erstritten
Für unser gutes Recht;
Da hat sich hoch bewähret
Auch unser jung' Geschlecht.

Nun können diese Tage
Zur Seit' der früh'ren steh'n;
Nun können unsere Knaben
Kühn zu den Alten geh'n.

Sie haben ja bewiesen,
Daß sie vom alten Mark,
Daß noch die Klinge schneidig,
Daß noch die Herzen stark.

Und hatten sie im Liede
Den alten Ruhm geehrt:
Sie holten jetzt ihn selber
Mit ihrem guten Schwert.

Ihr alten, grauen Kämpen!
Ihr müßt jetzt fröhlich sein,
Daß ihr noch einmal sehet
Den hellen Siegesschein;

Daß ihr noch segnen könnet
So Kind als Kindeskind,
Die nicht allein mit Worten
Euch nachgekommen sind.

Und möge Gott nur geben,
Daß ihre blut'ge Saat
So reiche Früchte trage
Wie es die eure that!

Mir däucht, ich seh' schon sprießen
Ein Reis mit voller Kraft,
Das einst, zum Baum geworden,
Ein tüchtig Bollwerk schafft.

Gen alles fremd Gelüsten
Die allerbeste Hut:
Das eigene Erkennen
Als Volk voll Macht und Muth.



Unsere Zeit. 1864.

Nun scheltet nicht mehr uns're Zeiten,
Klagt nicht, daß uns're Tage arm;
Daß sie der Menschen Geist entweihten,
Daß uns're Herzen wen'ger warm;

Daß große Männer, mächt'ge Thaten
Nur gingen aus dem Einst hervor;
Und daß im ew'gen Suchen, Rathen
Die Jetztzeit ihre Kraft verlor.

Es lobet leicht das Einst sich immer,
Weil es dem Auge fern gerückt,
Das Sonst mit dem verklärten Schimmer
Hat schwer stets auf das Jetzt gedrückt.

Sind uns're Männer wen'ger muthig,
Wenn's gilt des Vaterlandes Noth?
Noch ist der Boden warm und blutig,
Wo sie gestritten bis zum Tod.

Sind uns're Frauen wen'ger milde?
Zu jenen Leidensstätten blickt!
Wann ward auf rauhem Kriegsgefilde
Der wunde Krieger so erquickt?

Ist unser Glaube denn erkaltet?
Blickt hin auf jene fromme Schaar,
Wie opfermuthig sie gewaltet
Inmitten Stürmen und Gefahr!

O scheltet drum nicht uns're Zeiten,
Auch ihr nicht, die ihr ohne Ruh
Im ungestümen Vorwärtsschreiten
Drängt stets dem neuen Ziele zu!

Die ihr in fernen Nebelkreisen
Utopische Gefilde schaut,
Und immer nur wollt niederreißen,
Was früh're Tage aufgebaut.

O hütet euch! aus ihrer Hülle
Langsam die Blüthe bricht hervor;
Was sie gewann an üpp'ger Fülle,
An süßem Zauber sie verlor.

Und jeder Tag, der sie entfaltet,
Bringt sie auch der Vernichtung nah:
Noch eh' sie völlig sich gestaltet,
Ist schon der Keim zum Welken da.

Was wollt ihr denn mit hast'gem Greifen
Beeilen, was uns Gott doch schickt?
Die Frucht wird drum nicht früher reifen,
Doch manche Blüthe wird geknickt.

Nicht heilen läßt sich jede Wunde,
Ein Schatten ruht auf jeder Zeit.
Nützt fest und treu nur eure Stunde,
Daß ihr nicht dieser Schatten seid.

Und klaget nicht! denn wo gedeihten
So viele Früchte, edel, rein:
Da wird gewiß aus unsern Zeiten
Auch reich des Himmels Ernte sein.

Wie ein Trompeter aus dem Kriege 1864 nach Hause schreibt.

Donnerwetter, liebe Eltern,
Hat das heute hergegangen, —
Hab' ich doch mit eig'nen Händen
Fünfzig Dänen abgefangen.
Und ich kann nicht alles melden,
Was an Wundern da geschah: —
Rechts ging's auf die Düpp'ler Schanzen,
Links auf Fridericia!
Und für alle beiden Seiten
Hab' zum Angriff ich geblasen,
Daß die Feinde nur so sprangen
Wie bei uns die Füchs und Hasen.
Und auf's Wort könnt ihr mir glauben:
Ein Massacre ist's gewesen,
Wie zu der Philister Zeiten
Ihr von Gedeon gelesen. —
Ja, das Blut floß auf der Straße
Bis zum Meere — was ganz nah', —
Daß man so auf viele Meilen

Nichts als rothe Wellen sah.
Und der Dampf von den Granaten,
War zuletzt so stark und dichte,
Wie wenn unser Pathen-Onkel
Lügt von seiner Kriegsgeschichte.
Da ist's doch mit mir was And'res!
Alles ist da rein und klar;
Denn ich werde das nur melden,
Wo ich Augenzeuge war.
Schon seit dreien vollen Tagen
Raufen Preußen sich und Dänen,
Daß die Haare sich uns sträuben
Und den Pferden gar die Mähnen.
Leichen liegen, wo wir stehen,
Leichen lagen, wo man schlief,
Und auf einem dän'schen Lieutenant
Schreib' ich grade diesen Brief!
Sechszehn Angriff' haben tapfer
Auf die Schanzen wir gemacht —
Und es hat dem alten Wrangel
Drob das Herz im Leib gelacht.
„Junge," sagte er beim letzten,
„Blas mich noch mal einen auf;
Denn es dünkt mir, auf die Schanze
Sitzt wohl noch ein Dutzend drauf."
Und da blies ich, wie die Engel
Blasen einst am jüngsten Tag,
Daß es gleich ging auf die Dänen
Trumpf auf Trumpf und Schlag auf Schlag.

„Junge," sprach der Alte wieder,
„Blase mich nicht gar zu brav,
Weckst wahrhaftig ja die Todten
Wieder auf aus ihrem Schlaf.
Und dann geht mir die Geschichte
Noch einmal von vorne an."
Denn die Todten sind nur Dänen,
Von den Preußen war's kein Mann.
Und ich sagte: „Excellenzen,
Zu Befehl, Herr General,
Aber, wenn Sie commandirten,
Siegten wir auch noch einmal." —
Unser Prinz stets mitten zwischen
In dem rothen Attila,
Daß man ihn an allen Orten
Wie 'nen Feuerfunken sah.
Und am Abend war kein Däne
Lebens- oder freiheitsfroh,
Und das Höllenwerk, das Düppel,
Fiel, wie einstens Jericho. —
Kreuzschwernoth, so ein Trompeter
Ist doch keine Kleinigkeit,
Und bewähret sich noch heute,
Wie in jener alten Zeit!
Telegraphisch ward gemeldet
Gleich die Sache nach Berlin,
Und nun werden rothe Vögel
Schaarenweise hierher zieh'n,
Wie bei uns die Kräh'n und Dohlen.

Helden waren wir ja Alle,
Mehr als jene Seegrasraucher
Aus dem Land der Mausefallen,
Die ja gar nichts and'res können,
Als sich niederschießen lassen,
Und mit bloßen Händen immer
In die Wespenhaufen fassen.
Aber wir und ich besonders
Haben klug stets ausgespielt,
Prüften immer erst bedächtig,
Ob der Feind die Stellung hielt.
Doch, das könnt Ihr nicht verstehen,
Das ist höh're Politik,
Aber jetzt hat Unsereiner
Auch für solche Sachen Blick.
Nehmt nur fleißig alle Tage
Mir die Zeitung in die Hand,
Daß Ihr ja es nicht versäumet,
Wenn ich drin gedrucket stand.
In der Liste von den Todten
Braucht Ihr grad nicht nachzuseh'n,
Aber vorne bei den Orden
Werd' ich wohl am ersten steh'n;
Oder bei den Leichtverwund'ten,
Denn so ein Kanonenstück
Ist an mir vorbeigeflogen
Ohne mich zu seh'n, zum Glück.
Leg' es bei, wiegt zwanzig Pfunde,
Das ist hier jetzt gar nichts mehr;

Wiegt es nach und schickt's Gewichte
Mir in Wurst und Schinken her.
Nun lebt wohl! die Heldenthaten
Haben höllisch müd' gemacht,
Und zum Schlusse sei ein Hurrah
Auf den König noch gebracht!
Seid vor Allem patriotisch;
Schickt mir Geld — grüßt in die Runde,
Euer Sohn — von Düppel blutig, —
Auch ein Tapf'rer von Missunde.



Die westfälischen Jungens.

„Muß euch erst kennen lernen,"
So hat der Prinz gesagt;
Und die westfäl'schen Jungens
Das gar nicht stutzig macht.

Daheim in ihrem Lande
Es auch so Sitte ist,
Daß einen Scheffel Salzes
Man erst zusammen ißt,

Bevor als gute Freunde
Man sich die Hände reicht:
Ein Scheffel blauer Bohnen
Ja wohl dem Salze gleicht.

Den werden sie schon finden
Dort in dem dän'schen Land;
Sie haben's ihm geschworen:
„Wir werden schon bekannt."

Und bei Missunde's Feuern,
Das war der erste Tag;
Da sollte gleich er sehen,
Daß sie vom rechten Schlag.

Bei Rackebühl und Femehrn
Da haben sie's gezeigt,
Da haben sie den Dänen
Gar tüchtig aufgegeigt.

Wenn sie auch nicht mit Singen
Zum blut'gen Kampfe geh'n:
Wie sieht man sie so stille
Im Kugelregen steh'n!

Die Pfeife in dem Munde,
Die dampfet immer zu,
Die Flasche macht die Runde:
Das ist westfäl'sche Ruh'.

Und wenn sie langsam schreiten,
So heißt's doch stets: Voran!
Und wo den Feind sie fassen,
Da packen derb sie an.

Wer ihnen nicht will weichen,
„Den schmieten se ümmer rut"
Aus Schänken und aus Schanzen:
Das ist westfäl'scher Muth.

So lang der Feind noch stehet,
Geht frisch es immer drauf;
Doch liegt der Feind am Boden,
Dann hört die Feindschaft auf.

Ein Trunk ihm aus der Flasche,
Ein Trostwort für den Schmerz,
Das Brod aus eig'ner Tasche:
Das ist westfälisch Herz.

Und wo bei Düppels Schanzen
Der Kampf so heiß entbrannt,
Da hat er die Westfalen
Am besten auch erkannt.

Ein Scheffel blauer Bohnen
Ja wohl dem Salze gleicht,
Es haben da die Dänen
Noch mehr davon gereicht.

Und ehrlich hat mit ihnen
Der Prinz getheilt das Mahl,
Nun ist der Bund geworden
So fest als wie von Stahl.

Ein Hoch darob ertönet
In der Westfalen Land,
Daß seine braven Jungens
Sich machten so bekannt.

Ein Hoch auch unserm Prinzen,
Der es wohl nie vergißt,
Wie er mit den Westfalen
Bekannt geworden ist.

Das Lied von den blauen und schwarzen Husaren.

Es waren 'mal Husaren,
Die saßen in der Nacht,
Wo commandirt sie waren,
Zu Schleswig auf der Wacht.

Sie hatten viel zu tragen
In dem vertrackten Land,
Und mußten oft sich plagen
Mit allem, was sich fand.

Doch waren sie geblieben
Stets kreuzfidel und froh,
Und huben an zu singen
Ein Lied — und das hieß so:

„Es tappt der Infant'riste
Mühselig Schritt für Schritt,
Es schleppt der Artill'riste
Sein schwer Geschütze mit.

„Er muß sich daran quälen,
So wie die Schneck' am Haus,
Uns aber kann's nicht fehlen,
Wir fliegen leicht hinaus.

„Wir sind die flinken Blauen,
Bald hier und auch bald dort
Thät uns der Däne schauen,
Er liefe gerne fort.

„Flink geht es auf der Haide
Durch Stürme und Gefahr,
Und nie hat's solche Schneide,
Wenn kein Husar da war."

Als sie so stolz gesungen,
Da rispelt es im Stroh,
Es kam daher gesprungen
Ein ganz communer Floh.

„Viel Grüß', ihr Kameraden!
Husaren sind wir auch,
Wir hören zu den schwarzen
Nach Sitt' und altem Brauch.

„Wir können flink auch springen,
Sind hier bald und bald dort,
Und wo hinein wir dringen,
Da lief' gern Jeder fort.

„Es sitzt auch uns das Wäms'chen
Wie euch so knapp und gut,
Wir scheuen nicht Gefahren
Und scheuen auch kein Blut.

„Und möchte kühn drum fragen,
Ob es wohl möglich ist,
Den Unterschied zu sagen,
Der zwischen uns noch ist."

So hat er fein gesprochen,
Der zierlich kleine Mann;
Doch die Husaren fuhren
Entsetzlich grob ihn an.

„Was wagst zu unterstehen
Du dich, armsel'ger Wicht?
Gleich ist's um dich geschehen,
Der so hochnasig spricht."

Und wollten dann ihn fangen,
Zu tödten ihn voll Hohn;
Doch thut man keinen hangen,
Man hätte ihn denn schon.

Und vierzehn Tage später
Da war es wieder Nacht;
Da haben die Husaren
Wo anders sie durchwacht.

Sie sangen keine Lieder,
Sie waren nimmer froh,
Und sieh', wer kam da wieder?
Es war mein Herr von Floh.

„Viel Grüß', ihr Kameraden!
Ei, sagt, was macht ihr hier?
Wie seid ihr denn gerathen
In's dänische Quartier?

„Ihr könnt so flink ja springen,
Bald hier und bald auch dort;
Wie kam's, daß sie euch fingen,
Die Reiter aus dem Nord?

„Hab' selber viel Attaquen
Und Rückzug kühn gemacht;
Denn manchen langen Abend
War't schlau ihr auf der Jagd.

„Das ist wohl der Schied-unter,
Der zwischen uns sich zeigt:
Die Schwarzen schwer sich fangen,
Die Blauen aber leicht."

Dem Scherz zu Nutz und Frommen
Entstand einst dies Gedicht;
Doch wenn die Blauen kommen,
Dann singt es lieber nicht.

An die Majorität des Abgeordneten-Hauses 1865.

Was brüstet ihr euch, meine Herrn,
So sehr, weil ihr in Mehrzahl steht?
Was pocht ihr doch so laut und gern
Auf jenes Wort: Majorität!
Ihr blickt auf uns denn wohl voll Hohn,
Als müßt' euch folgen nun die Welt;
Als hätt' das gute Recht auch schon
Auf eure Seite sich gestellt.
Wißt ihr, wie gar gefährlich ist,
Nur diesem Wort allein zu trau'n?
Vergönnt euch nur die kurze Frist,
Es einmal gründlich anzuschau'n!
Wer ist's, der einst in Troja's Stadt
Das Unglücksroß mit Jauchzen nimmt?
Ob Einer auch gewarnet hat,
Die Mehrzahl hat dafür gestimmt.
War es nicht auch der Stimmzahl Brauch,
Der Aristides hat verbannt?
Der Sokrates, dem Weisen, auch
Den Becher Gift gab in die Hand?

Und wenn damals zu Moses' Zeit
Er Rücksicht auf die Mehrzahl nahm:
Glaubt ihr, daß aus der Wüste Leid
Ein Einziger nach Kanaan kam?
Ihr könnt's nicht leugnen auch, ihr Herrn
Die Bibel sagt es uns nicht halb,
Und Moses schrieb's gewiß nicht gern:
Die Mehrzahl tanzt um's gold'ne Kalb.
Was wollt ihr denn so stolz drauf bau'n,
Als irrte eine Mehrzahl nie?
Woher die Pflicht, ihr zu vertrau'n,
Wodurch gibt sie uns Garantie?
So wie die Luft durch ihren Hauch
Ein gleich Empfinden Allen weckt:
So hat der Geist der Zeit ja auch
Gemeinsam Alle angesteckt.
Ob stürmisch wild, ob tändelnd leicht,
Die Welt erlieget seinem Weh'n;
Und welches Zerrbild er auch zeigt,
Ihm beugt sich Urtheil und Versteh'n.
Wer darf verachten nun die Schaar,
Die grad nicht mit dem Strome treibt?
Sie ist es, die mit kräft'ger That
Die Wage hält, daß sie nicht schwankt.
Doch an der Mehrzahl Meinung hat
Die Welt schon oft genug gekrankt;
Und wehe, wenn sie mit Gewalt
Das Sturmesruder an sich riß:
Erfahrung lehrt es, wie dann bald

Noch stärk're Mehrzahl sie verstieß.
Und jede immer toller haust,
Bis aufgerieben ihre Macht,
Und endlich eine starke Faust
Sie sich zum will'gen Spielzeug macht.
Das ist ein oft gewesen Ding,
Das hundert Mal sich schon erneut;
Doch wenn es diesen Weg erst ging,
Ward später blutig es bereut.
Deshalb schreckt uns das Wort auch nicht,
Was ihr jetzt als Panier verehrt:
Einsicht und Wahrheit haben nicht
An eine Stimmzahl sich gekehrt.
Und prahlt ihr auch, daß unverzagt
Nur ihr des Landes Wohl verfecht:
Schon manche Mehrzahl hat's gesagt,
Doch Einer oft behielt nur Recht.

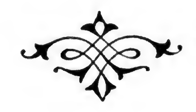


Zum 18. October 1865.

Willkommen im westfäl'schen Lande,
Willkommen hier, Du hohes Paar!
Deſſ' Gegenwart zu dieſem Tage
Von uns ſo lang erſehnet war.
Seht! Euch zu Gruß und Ehren ſchmücket
Sich froh die alte Münſterſtadt,
Die einmal ſchon in ihren Mauern
Ein gleiches Feſt geſehen hat.
Doch fünfzig Jahre ſind vergangen,
Seit jener Schwur hier eingeweiht;
Und fünfzig Jahr' voll Glück und Frieden
Die feiern wir voll Dankbarkeit.
Denn drei der Herrſcher, uns geworden
Aus Eurem hohen Königshaus,
Sie goſſen reichen Segens Fülle
Auf unſ're Gau'n und Fluren aus.
Der Erſte brach mit ſtarken Händen
Des Fremdenjoches hart Geſchick,
Gab Deutſchland dieſen deutſchen Boden
Und uns ein Vaterland zurück.
Der Zweite hat mit mildem Sinne

Die Herzen all' sich zugewandt;
Was uns das Theuerste und Höchste,
Er schützte es mit frommer Hand.
Er wetzte aus die letzten Scharten,
Die eine schwere Zeit uns schlug;
Viel geist'ge Saat hat er gesäet,
Die reiche, edle Früchte trug.
Und Dir, o König! auch schon danken
Wir eine thatenreiche Zeit,
Denn ernst und treu hast Du dem Wohle
Von Deinem Volke Dich geweiht.
Und doppelt lieb ward uns der Lorbeer,
Der jüngst sich um die Krone schlang,
Weil unter Deinen Siegesfahnen
Ihn ja Westfalen mit errang.
Nimm an den Gruß drum, Herrscher! heute,
Die Huldigung aus unserm Mund,
Ob wir nach altgewohnter Sitte
Sie thuen schlicht und einfach kund.
Nicht wie am Elb- und Oderstrande
Ward uns der Redegabe Macht;
Ihr seid nicht hier im Rebenlande,
Wo Frohsinn aus den Augen lacht.
Nein, schlicht! das ist westfälisch Zeichen.
Karg ist das Wort und still der Sinn,
Der Boden schwer und öd' die Haide;
Doch wächst viel gold'ne Frucht darin.
Fast dünken hier uns fünfzig Jahre
Noch eine kurze Spanne Zeit.

Denn seht, es ist das Land der Eichen,
Wo langsam Alles nur gedeiht:
Allmälig senkt sie sich im Grunde,
Allmälig nur steigt ihr Geäst;
Doch darum grad' so tief die Wurzeln,
Und darum grad' der Stamm so fest.
O liebt den Baum! — ob rauh die Rinde,
Ob spröd und starr: in ihm ist Mark,
Ein gutes Holz zu Königssesseln,
Sich immer gleich und immer stark.
O! liebt das Volk auch, dessen Liebe
Wohl langsam wie der Baum entsteht;
Je mehr der Zeit dazu sie brauchet,
Je tiefer ihre Wurzel geht.
Schon ist sie ja zum Stamm geworden,
Der täglich noch im Wachsen ist,
Bis er der schönste Baum im Reiche,
Des Thrones stärkste Stütze ist.



Im Frühjahr 1866.

Verhallet nun, ihr deutschen Weisen,
Nun schlumm're ein, du deutsches Lied!
Der Würfel fiel: — für Blut und Eisen
Das Schicksal unheilvoll entschied.

Wohl sind auch Worte viel gefallen,
Und keiner traf das Rechte doch;
Es hört die Zwietracht ja euch Allen:
Nur darin seid ihr einig noch.

So stellet euch denn kühn zur Wehre,
So nehmt die Waffen denn zur Hand:
Ein Jeder für die kleine Ehre
Von seinem kleinen Vaterland!

So ist's gescheh'n vor hundert Jahren,
So klagten wir der Väter Brauch:
Umsonst erlebt — umsonst erfahren,
Dieselbe Frucht am selben Strauch!

Und dorten stehen grause Wächter,
Sie harren ihrer Beute schon;
Im Westen klingts wie Hohngelächter,
Im Osten grollt's mit dumpfem Ton.

Ihr aber rühmtet eure Stärke,
Bis jede Warnerstimme schwieg:
Voran denn nun zum blut'gen Werke,
Wo Niederlage selbst der Sieg!

Wo an der Fahne, die sich hebet,
Wie an der Fahne, die sich senkt,
Der düst're Trauerflecken klebet,
Daß sie in Bruderblut getränkt!

Wo selbst der Lorbeer in den Händen
Der dunkelen Cypresse gleicht.
Denn weh! ein deutscher Stamm muß enden
Bevor der Stern des andern steigt.



Im Frühjahr 1866.

Vergessen laßt mich, daß in Deutschland's Namen
Die Stämme alle einst zusammen kamen
Und als ein Ganzes sich erkannt.
Zu Grab' ward ja das alte Reich getragen,
In Stücke seine Krone längst zerschlagen,
Und anders heißt das Vaterland.

Und nimmer kreist das Zeitrad rückwärts wieder,
Und nimmer fließt der Fluß zur Quelle wieder,
Nie kehrt zurück, was einstens war.
Es müssen Reiche kommen und vergehen,
Und Ganzes muß aus Theilen auferstehen,
Wie es die Zeit uns neu gebar.

So sah'n allmälig in der Tage Walten
Die ersten jungen Schwingen wir entfalten
Von einem königlichen Aar:
Ihm leuchtet' einst das Glück in hellen Strahlen,
Einst mußt' des Unglücks schwere Schuld er zahlen,
Doch mächtig wuchs sein Flügelpaar.

Von ferner Weichsel bis zum Rheinesstrande,
Durch märk'sche Fluren, durch der Sachsen Lande
Ist stark das junge Reich erblüht.
Sein wieder ist das deutsche Meer geworden
Und die german'sche Flagge hebt im Norden
Sich schon, von Jugendkraft durchglüht.

Und warst so kühn du schon in deinem Fluge,
Du junger Aar, daß du im stolzen Zuge
Das Höchste muthig angestrebt:
So gilt es nun ein todesmuthig Wagen,
O, nimmer dürftest jetzt du ja verzagen,
Ob es in allen Fugen bebt!

Denn hoch geht nun die See, ein stürmisch Rauschen,
Und alle Völker sieht gespannt man lauschen:
Die Streiter sind ein mächtig Paar.
O seht! im Süden regt die starken Schwingen,
Jetzt um den Herrscher-Preis mit Kraft zu ringen,
Der stolze, alte Doppelaar.

Wohl hält an ihm in weiten deutschen Landen
Noch die Erinnerung mit festen Banden,
Weil er an Deutschlands Wiege stand:
Doch Eines bleibt das Höchste uns von Allen,
Und muß denn einer siegen oder fallen,
Dann siege du, mein Vaterland.

Dann siege du — und unter deine Flügel
Nimm des zerriss'nen Reiches Gau'n und Hügel:
Ein neues Ganze laß ersteh'n!
Denn solltest fallen du, dann liegt erschlagen
Germaniens Kraft! — Dann hat zu Grabe tragen
Es seinen besten Sohn geseh'n!

Vor dem Kriege 1866.

Schwer ist die Zeit!
O faltet still die Hände,
Daß Gott das Uebel gnädig wende.
Ein schweres Wetter seh' ich steh'n;
Schon tönet dumpf das nahe Grollen
Der Stürme, die verheeren wollen,
Der Blitze, die bald niedergeh'n.

Schwer ist die Zeit!
Im Innern wogt und gähret
Der Zündstoff, der sich langsam mehret,
Bis unbezähmbar seine Gluth.
Dann plötzlich wird der Boden wanken,
Gewaltsam bricht es dann die Schranken,
Vernichtend, wie die Lavafluth.

Schwer ist die Zeit!
Gar Vieles ist zu dulden:
O Herr, o Herr, vergib die Schulden,
Die deine Strafen niederzieh'n,
Im trotz'gen Spiel herauf beschworen,
Bis endlich ging die Macht verloren,
Dem grausen Unheil zu entflieh'n.

Schwer ist die Zeit!
Sie all' sich nun verklagen,
Und haben all' doch beigetragen
Zum unheilvollen Tag.
Denn hier wie dort im Uebermuthe
Ein Jeder brach das Reis zur Ruthe,
Die sie so hart nun treffen mag.



Heiß war der Tag.

Heiß war der Tag! Es rollt und kracht,
Und jäh schlug hier und dort es ein;
Doch war es nicht des Wetters Macht,
Auch nicht der Blitze greller Schein.
Heiß war der Tag im Böhmerland,
Ob kalt auch strömt des Regens Fluth:
Denn Aug' in Aug' der Feind sich stand,
Und warm zur Erde floß das Blut.

Heiß war der Tag! Am Waldes-End',
Wo sich der Sturm am stärksten brach:
Das Magdeburg'sche Regiment
Nennt ihn wohl seinen längsten Tag.
Bei Benatek im Tannenhain,
Da focht es den gewicht'gen Strauß;
Zu Tausend stürmten sie hinein,
Zu Hundert kamen sie heraus.

Heiß war der Tag! Bei Lippa's Höh'n
Ein einziger Kanonenwall,
Und manches bitt're Todsgestöhn
Stieg auf, bevor er kam zu Fall.
Da ward gezählt manch' tapf're That,
Da hat der Kampf so lang geschwankt:
Doch keiner von den Kämpfern hat
Um einen Fuß breit nur gewankt.

Heiß war der Tag! O keiner ward
Dem alten Helden wohl so heiß
Als dort, wo an der Bistritz hart
Sein Heer rang um des Sieges Preis;
Als hüb' und drüben niedersank
So mancher Kämpe sterbenswund,
Als seiner Kinder Blut dort trank
Der fremde, regenfeuchte Grund.

Ein treuer Kämpe selbst, er steht
Inmitten von dem blut'gen Strauß,
Und ruhig ernst sein Auge späht
Weit in das Kampfgewühl hinaus.
Weicht dort der Dampf nicht mehr zurück?
Läßt nicht der Donner mälig nach?
„Wo weilt der Prinz? Gott gebe Glück!"
So zischelt's rings. — Heiß war der Tag!

Da plötzlich zuckt der Nebel auf,
Und plötzlich sinkt der Pulverdampf,
Und dort zur Linken knattert's auf:
Ja, dort zur Linken wogt der Kampf.
Doch greift's auch dort mit Jubelton
Jetzt mächtig in den Feind hinein;
Da ruft er laut: „Das ist mein Sohn!
Nun vorwärts, in den Sieg hinein!"

Und vorwärts geht's: — der Feind, er sieht
Schon seine stolze Macht verheert.
Der greise König aber zieht
Noch einmal jugendlich sein Schwert,
Zu werben noch mit eig'ner Hand
Um dieses Tages Siegeskranz:
Sechs Dörfer loh'n wie Fackelbrand
Zum letzten grausen Waffentanz.

Heiß war der Tag! Wohl ward gefällt
Manch' edler Baum vom Wetterschlag.
Und weh'! es lag auf weitem Feld
Wie Aehrenschnitt am Erntetag,
O Gott! so manches junge Blut,
Das hell in Kampfeslust entbrannt,
Dem ausgelöscht die stürm'sche Gluth
Der Tod mit seiner kalten Hand.

Doch jauchzend aus der Kriegerschaar
Ein Dankeslied stieg himmelan;
Denn wie so heiß der Tag auch war:
Das Siegeswerk, es war gethan.
Auch nur in solchem Kampfesglüh'n
Der Lorbeer zu gedeih'n vermag:
Und Preußens Lorbeer ward so grün
An jenem heißen Julitag.

Lied der Main-Armee 1866.

Was hißt euer Banner so prunkend ihr auf?
Was leuchtet das Schwarz-Roth-Golden darauf?
Wie vielfach das Zeichen, so vielfach der Sinn,
Es wohnet nicht Macht, nicht Einheit darin.
Schwarz-weiß ist das Banner der Preußen, Hurrah!
Die Preußen, sie kommen; die Preußen sind da!

Die Fahne, die tragen wir muthig voraus,
Es ist ja die Fahne des Zollern-Haus;
Im Süden ist einstens entsprossen der Stamm,
Im Norden zu kräftiger Blüthe er kam.
Dem Süd' und dem Nord' hört der Zoller, Hurrah!
Die Preußen, sie kommen; die Preußen sind da!

Das Weiße wird gelb uns im Pulverdampf,
Das Rothe — das gibt uns der blutige Kampf.
So haben auch wir schwarz-roth-gold gefärbt
Mit Farben, die niemals als Spielwerk verderbt.
Wir Preußen sind Deutsche, sind Deutsche, Hurrah!
Die Preußen, sie kommen; die Preußen sind da!

Sie kommen von Pommerns Meeres-Strand,
Von Sachsens Gefilden, vom märkischen Sand,
Von Weser und Oder, vom deutschen Rhein:
Das sollten fürwahr eure Brüder nicht sein?
Die Preußen sind Brüder, sind Brüder! Hurrah!
Die Preußen, sie kommen; die Preußen sind da!

Und wollt ihr nicht reichen die Bruderhand,
Und habt ihr so trotzig euch abgewandt,
So fürchtet den Sturm, der näher euch braust:
Denn wollt ihr die Hand nicht, so fühlt ihr die Faust.
Die Faust, die ist kräftig, ist kräftig, Hurrah!
Die Preußen, sie kommen; die Preußen sind da!

Und schaart ihr euch Alle um Habsburgs Sohn,
So schützen allein wir der Zollern Thron;
Denn treu ist und mächtig des Adlers Hut,
Wir stehen zu ihm mit Gut und mit Blut.
Der preußische Adler, er lebe, Hurrah!
Die Preußen, sie kommen; die Preußen sind da!



Dem Könige zu seinem Geburtstage 1867.

Hörst Du die Töne, die Dich, Herrscher! grüßen?
Es klingt empor: „Heil Dir im Siegeskranz!"
Wie Du so manches Jahr es schon vernommen,
Das alte Lied von Deines Hauses Glanz.
Es hat begleitet Dich ja durch Dein Leben
Mit seinem ernsten, feierlichen Klang;
Es grüßte Dich an jedem hohen Feste,
Seitdem an Deiner Wiege man es sang.
Doch niemals sprach es so zu Deinem Herzen,
Nie hat ein Jahr so hehr es Dir geweiht,
Als dies, womit, o König! Du jetzt stehest
Am End' und Anfang einer großen Zeit.
Hast Du geträumt davon, als, noch ein Knabe,
Du sahst die tiefe Schmach in Deinem Land?
Hast Du danach gestrebt, als, sie zu sühnen,
Dir in der Faust zuerst das Schwert gebrannt?
Und als Du nahmst des großen Königs Krone,
Sahst Du da ahnend schon den hellen Schein?
Die Lorbeern grün, die sie umgeben sollten,
Auf Deinem Haupt und in den Händen Dein?
Nein, eitlen Stolzes Träume haben nimmer
Geeint sich Deinem schlichten, graden Sinn:

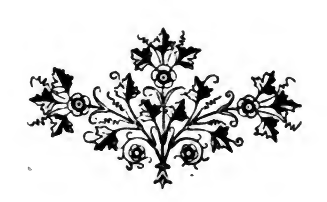
Dein war die That. Bereit fand sie Dich immer,
Doch zogen Jahre anspruchslos dahin;
Und als der Väter Erbe Du empfangen,
Ein Mann, gereift in vieler Jahre Druck,
Da nahmst Du es, gelieh'n aus Gottes Händen,
Als ernste Bürde — nicht als leeren Schmuck.

So kam die Zeit! Doch nicht ein plötzlich Leuchten,
Ein schwerer Sturm ging drohend ihr voran;
Es waren Wolken, die sich langsam häuften,
Eh' seinen grausen Reigen er begann.
Da ist wohl manche Locke weiß geworden,
Und manche Furche grub sich tiefer ein:
So muß der Mensch zum dunkeln Schachte steigen,
Eh' er darf greifen nach dem Edelstein.
Doch Strahl um Strahl brach nun hervor die Sonne,
Wie keiner Deiner Ahnen sie geseh'n.
Der Aar stieg hoch empor. Zu welchen Zeiten
Hat man so glorreich ihn schon steigen seh'n?

Erklinget heute Dir die alte Weise,
So weckt sie stolzes Echo in der Brust.
Sie hat auf blut'gem Plan Dein Heer gesungen!
Dein Volk hat so gejauchzt in Siegeslust!
So schallt sie über Deines Reiches Grenzen,
Die Völker fühlen dieser Worte Macht!
Und dieses Lied darf Dir in Wahrheit sagen,
Daß Du dem größten Ahn es gleich gemacht!

Und in die Lorbeern Deines Siegeskranzes
Da flicht sich eine große Hoffnung ein:
Denn Du sollst mehr, Du sollst dem deutschen Lande
Nun starker Schutz, Du sollst ihm Retter sein.

Heil König, Dir! daß noch so glorreich helle
Des Glückes Sonne strahlt als Abendroth.
Dem Abendrothe folgen klare Stunden,
Nur Morgenröthe hat mit Sturm gedroht.
So mögest Du in Frieden seh'n erstehen
Das Werk, wozu den Grundstein Du gelegt.
Du sollst den Baum auch noch in Blüthe sehen,
Der jetzt im deutschen Boden Wurzel schlägt.
Will's Gott, wirst Du noch lang' die Krone tragen,
Der Du verliehen eine neue Pracht,
Damit Dein Volk es Dir noch oft kann sagen,
Daß Du es glücklich, groß und stark gemacht.



Im Mai 1868.

Es war im Jahre sechszig und acht,
Da hat der Mai wie selten gelacht.
Es küßte der helle Sonnenschein
Die jungen Reben am deutschen Rhein,
Daß üppig die Ranken wuchsen empor
Und blühten und grünten wie nie zuvor.
Der Winzer es sah mit frohem Muth:
„Heißa! wann blühte der Wein so gut?“
Ward ihm so reiche Blüthe geschenkt,
Man freudig hoffend der Früchte denkt!

Es war im Jahre sechszig und acht,
Da hat noch andere Hoffnung gelacht,
Da sah man im lichten Maienschein
Eine langersehnte Knospe gedeih'n.
Es ward wie Frühling im Vaterland,
Als Nord und Süd zusammenstand,
Als Ein Gedanke in Allen sich regt,
Als nur Ein Wünschen die Herzen bewegt.
O Deutschland! wie war es so lange vorbei,
Daß du gesehen solch' lieblichen Mai!

Doch Blüthe ist immer die Frucht noch nicht,
Die Traube muß werden zum Weine licht.
Versengen noch kann sie ein glühender Tag,
Vernichten ein stürmischer Wetterschlag.

Und später muß gähren sie still und lang,
Bis daß sie sich kläret zum goldenen Trank.
Der Winzer wahret und sorget gut,
Er stellt es vertrauend in Gottes Hut;
Er pflanzet das Kreuz in den Weinberg ein,
Daß des Himmels Segen mög' mit ihm sein.
Nachher dann mit kundigem Aug' er bewacht
Des werdenden Weines unruhige Macht,
Bis alle die Geister zu Einer Art
In reinem, feurigem Trunke gepaart.

O Deutschland, Deutschland, die Knospe hüt',
Daß die Frucht entwachse der duftigen Blüth'!
Auch dir kann noch kommen ein heißer Tag,
Auch dich noch vernichten ein jäher Schlag:
Noch lange es wohl im Innern gährt,
Bis Alles zu einem Guße sich klärt.
Doch wer dich genommen in schirmende Hut,
Der soll dir nun sein ein Winzer gut:
Er pflanze das Kreuz recht mitten hinein,
Daß des Himmels Segen mög' mit dir sein;
Und habe mit starker, ruhiger Macht
Der stürmenden Geister Klärung bewacht!
Erst dann ja werden den Tag wir schau'n,
Wo zum Ganzen verschmolzen die deutschen Gau'n,
Wo Süd und Nord steht fest im Verein
Bei Schwerterklang und goldenem Wein,
Und ein kräftiger Trunk, ein Volk voll Macht
Uns preiset den Mai von sechszig und acht!

Frühling 1870.

Erinnerung an den Frühling 1868.

O Frühling, du Frühling von sechszig und acht!
Nun hat uns dein Blühen doch Früchte gebracht:
Es war ja dein Mai, als bei knospendem Grün
Wir sahen die deutsche Einheit erblüh'n.
Als Süden und Norden des Streites vergaß,
Und einig gemeinsam zu Rathe nun saß;
Als Süden und Norden sich innig verband
Zum Heil und zum Frieden dem deutschen Land.

O Frühling, du Frühling von sechszig und acht!
Die Sonne hat doch nicht umsonst dir gelacht.
Dein Wein ja so golden und feurig uns floß,
Sein Zauber sich warm in die Herzen ergoß
Als goldene Treue, als feuriger Muth.
Der Trunk thut Wälschland nimmermehr gut:
Das Deutschland, das einmal den Trunk gethan,
Nicht Lüge noch Lockung mehr trennen kann.

O Frühling, du Frühling von sechszig und acht!
Der Winzer war gut und hat sorglich gewacht,
Hat nimmer vergessen, wie nöthig ihm thut
Das Kreuz als Panier, und als heiligstes Gut

Der Segen des Herren: das hilft allezeit,
Und schützt in der Wetter wildbrausendem Streit.
In Donner und Blitzen die Luft sich klärt,
Es läutern die Stürme, was leise noch gährt.

O Frühling, du Frühling von sechszig und acht!
Nun ist deine Hoffnung zur Wahrheit gemacht,
Ein einziges Wollen durchströmet das Land
Vom Alpengebirge zum nordischen Strand:
Ein Strom, dem an Kraft nun kein anderer gleich;
Viel streitbare Völker und doch nur ein Reich,
Wie träumend es lange die Sänger geseh'n,
O Herr Gott! jetzt darf es nicht untergeh'n!



Vergeltung.

Fluch dem, der stört den Frieden der Nationen
In ruhmesgier'gem eitlen Thatendrang!
Cäsar Augustus! deinen Legionen
Grub das dereinst schon ihren Untergang.

Gefährlich ist's, die Flamme zu entzünden,
Die schlummernd in der Menschen Herzen liegt,
Und jene Macht des Hasses loszubinden,
Die rächend aus des Volkes Seele bricht.

Weh' Wälschland dir! mit eisig kaltem Hohne
Hast du gewagt, zu lösen diesen Bann.
Ruchlos Beginnen! So nimm hin zum Lohne
Die Frucht nun auch von dem, was du gethan.

Sahst du den Funken jäh zum Brande schwellen?
Ein jedes deutsche Herz facht an die Gluth.
Es brach aus all' den viel verschied'nen Quellen
Des gleichen Hasses zornerfüllte Fluth.

Sie ward ein Strom, vor dessen mächt'gen Wogen
Dein Eisendamm zusammen haltlos brach:
Sechsmal die Schwerter aus den Scheiden flogen
Und sechsmal, Frankreich, traf dich unser Schlag.

Ja, uns're Rosse deine Gau'n zerstampfen,
Achtlos verwüstend deiner Fluren Saat;
Und deine Dörfer, deine Weiler dampfen
Als Opferfeuer deiner Frevelthat.

Ach, deine Söhne nutz- und sieglos sterben
Auf eig'nem Boden, der ihr Blut nun trinkt:
Um deine Vesten uns're Krieger werben,
Von ihren Wällen unser Banner winkt.

Du hattest tiefste Schmach uns zugemuthet:
Du wollt'st den deutschen Strom. Nun denn, wohlan!
Bis an die Thore deiner Hauptstadt fluthet
Ein deutscher Strom auch brausend nun heran.

Und seiner ernsten Macht wirst du dich beugen,
Du eitel Volk; dein Ruhm ist nun zerstört.
Nun siehst den Gegner du auf jene Höhe steigen,
Auf jenen Platz, der einstens dir gehört.

Und herber als Augustus wirst beklagen,
Du üpp'ger Cäsar mit dem schlauen Spiel,
Dein stolzes Heer, im eig'nen Land erschlagen,
Und deine Krone, die vom Haupte fiel.

Nachklang der Kämpfe bei Metz.

Ich wollte ein Siegeslied singen
Zu froher Saiten Klang!
Ich konnte das Lied nicht singen,
Die hellste Saite sprang.

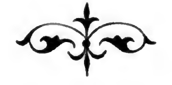
Die helle Saite der Freude
Zerriß beim bitt'ren Leid,
Der Tod im Trauerkleide,
Er stand dem Sieg zur Seit'.

Er hatte ihn mit errungen,
Sein Stempel drauf gedrückt,
Das eig'ne Banner geschwungen
Und selbst die Lorbeern gepflückt.

O, dort im Lande der Franken
Liegt nun so blutige Flur,
Zu viele der Helden sanken
Erschlagen bei Mars la Tour.

Und Preußen geht in Trauern,
So ward bei Gorze gemäht:
O Metz, um deine Mauern
Ist blutige Saat gesät.

Wohl hat, was da begraben,
Deutschland, dich wieder erweckt;
Doch wehe, die Lorbeern haben
Die Gräber nicht versteckt.



Die Wacht am Rhein.

Die deutschen Burschen am grünen Rhein,
Die saßen und tranken den goldnen Wein.
Sie tranken und sangen ein Lied dabei,
Ein Lied in den frischen knospenden Mai:
„Lieb' Vaterland, kannst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!“
Das Lied, das Lied, was tauchte es auf?
Es floß ja so friedlich des Rheines Lauf;
Doch jauchzend empor aus dem Herzen es stieg
Wie Ahnung von Streit und Hoffnung auf Sieg.

Und eh' noch die Sonne im Julischein,
Da stand schon ein dräuendes Wetter am Rhein;
Da sangen die Burschen mit trotzigem Sinn
Ihr Lied den Wälschen als Antwort hin:
„Lieb' Vaterland, kannst ruhig sein,
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!“
Von Fels zu Meer das Lied sich schwang;
Deutschland stand auf, ganz Deutschland sang
In's blut'ge Gewühl der Schlachten hinein:
„Wir Alle, wir wollen die Hüter sein!“

Die Schwerter, sie blitzten im Waffentanz;
Doch eh' man noch windet den Erntekranz,
Da singt man das Lied schon mit jubelndem Mund
Zu Glockengeläute und Siegeskund':
„Lieb' Vaterland, kannst ruhig sein,
Fest stand und treu die Wacht am Rhein!"
Ja, fest stand sie, die deutsche Wehr;
Das Lied, es klingt aus Wälschland her:
Ein tausendfach Echo der deutschen Macht,
Schallt laut an der Seine die „Rheines-Wacht".

Und wenn einst der letzte Donner verzieht,
Dann ist auch mit ihm verklungen das Lied.
In Wälschland stehen viel Hügel klein,
Da grub man manch' tapferen Sänger ein.
Doch wo die Hügel am dicht'sten gesä't,
Ein neuer Grenzstein so blank dann steht,
Ein neuer Grenzstein so fest und stark,
Das ist nun wieder die deutsche Mark:
„Lieb' Vaterland, kannst stolz nun sein,
Du singst nicht mehr die Wacht am Rhein."



Sedan.

Hört ein Lied von diesen Tagen,
Wie Wilhelmus hat geschlagen
Den Napoleon auf's Haupt,
Bis er ist in's Netz gegangen,
Ward mit Mann und Maus gefangen,
Wie's kein Menschenkind geglaubt.

Schon bei Wörth war es gewesen,
Daß ohn' großes Federlesen
Man das Thor zu Frankreich sprengt.
Und in Metz fest eingeschlossen,
Herr Bazaine und Genossen
Deutsche Schläge überdenkt.

Doch Mac Mahon schlau da dachte,
Daß er noch ganz sachte, sachte
Spielen könnt 'nen bösen Streich.
Um die Ecke ließ er schwenken,
Wollt's im Rücken uns eintränken.
Aber Moltke merkt es gleich.

Hei! wie man da flott marschirte,
Und gar heimlich operirte
An der Maas, so heißt der Fluß.
Dem Franzos in's Frühstück krachte
Die Granate eh' er's dachte,
Flinker Sachsen Morgengruß.

Unser Fritz that auch nicht feiern,
Führt heran die braven Baiern,
Bis das Wild ist rings umstellt.
Und umsonst gen deutsche Wehre
Brausen wälsche Reiterheere:
Sie bedecken bald das Feld.

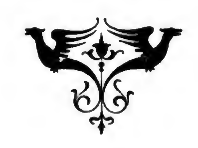
Recht inmitten der Geschosse
König Wilhelm hoch zu Rosse
Nicht von seinen Tapfern weicht.
„Nun laßt mir auf Sedan's Schanzen
Bomben und Granaten tanzen,
Bis die weiße Fahn' sich zeigt."

Doch da aus der Feinde Mitten
Kommt schon Einer hergeritten,
Bringt ein kleines Briefelein.
Kaiser Louis schrieb gar kläglich:
„Da der Tod mir nicht war möglich,
Will ich Eu'r Gefang'ner sein."

Als der König das gelesen:
„Gottes Fügung ist's gewesen,"
Hat er laut und fromm bekannt.
Doch es jauchzen seine Krieger:
„Heil dir, Wilhelm! Heil dir, Sieger!
Heil dem ganzen deutschen Land!"

Denn so war es ja geschehen,
Daß die stolz'ste der Armeen
Kam von deutscher Kraft zu Fall.
Als an's Zählen man gegangen,
Achtzigtausend sind gefangen
Mit Gen'ral und Feldmarschall.

Im September Anno siebzig
Diese große That begibt sich,
Kaiser Louis' Straf' und Hohn.
Deutschland wollte er vernichten,
Und da that er hoch aufrichten,
Wilhelm, Dir den Kaiserthron.



Inhalt.

Lyrisches.

Seite.

Balladen und Zeitgedichte.

Vaterländisches.

Ernstes und Heiteres.





